



Prügelkinder

Jugendliche im Strafvollzug

Porträtiert von Holde-Barbara Ulrich und Andreas Kämper

Brandenburgische
Landeszentrale für
politische Bildung

Eine Publikation der
Brandenburgischen
Landeszentrale für
politische Bildung



Prügelkinder

Jugendliche im Strafvollzug

Porträtiert von
Holde-Barbara Ulrich (Text) und
Andreas Kämper (Fotografie)

Ein Projekt der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung
mit Unterstützung des Ministeriums der Justiz des Landes Brandenburg



Inhalt

Vorwort	
Dr. Martina Weyrauch	7
Elisabeth Theine	9
Wolf-Dieter Voigt	11
Porträt Karlchen	15
Porträt Marco	35
Porträt Jarno	55
Porträt Reinhold	75
Vita	
Holde-Barbara Ulrich	94
Andreas Kämper	95
Impressum	96



Vorwort

Es roch streng nach einem Gemisch aus Metall, Staub und Schweiß, als ich endlich nach einem langen Fußmarsch eine Zelle betrat, in der ich mit dem Untersuchungshäftling sprechen sollte, dem ich „beigeordnet“ war.

Der Weg dorthin begann am Eingang der Untersuchungshaftanstalt. Ich hatte mich zum sogenannten Sprecher angemeldet, musste den richterlichen Beschluss meiner Beiordnung und meinen Personalausweis vorlegen und wurde daraufhin von einem Bediensteten in Uniform mit einem riesigen Schlüsselbund in der Hand entgegengenommen.

Nun durchquerten wir mehrere Höfe, die durch hohe Gitter voneinander getrennt waren und die durch kleine schmale Türen, die immer erst auf und zu geschlossen werden mussten, durchlässig waren. Jeder dieser Höfe wurde von mittelalterlich anmutenden hohen Backsteingebäuden umschlossen, deren Fenster penibel vergittert waren.

Männer, die sich innerhalb dieser Höfe, in wiederum ordentlich abgegrenzten und umzäunten Feldern sportlich betätigten, guckten mit großen Augen auf den weiblichen Eindringling oder machten anzügliche Bemerkungen.

So lernte ich, mit 17 Jahren, in der Funktion eines Jugendbeistandes die Untersuchungshaftanstalt Berlin-Rummelsburg kennen. Noch nie zuvor war ich in einer Haftanstalt und hatte den Eindruck, in eine

fremde und sehr beklemmende Welt versetzt worden zu sein. Schon beim Betreten des riesigen Areals fühlte ich mich ausgeliefert, und eine diffuse Angst vor unbekannten Bedrohungen machte sich in mir breit.

Nachdem der Vollzugsbedienstete mich an Ort und Stelle gebracht hatte, verließ er mich, um den Untersuchungshäftling zu holen. Alleingelassen sah ich mir alles genau an. Die „Sprecherzelle“ war völlig schmucklos und spartanisch. Die Wände waren mit graugrüner Ölfarbe gestrichen, gemauerte Glassteine ersetzten das Fenster. Ein schmaler Tisch und zwei Stühle, die sich gegenüberstanden, ebenfalls graugrün gestrichen, bildeten das einzige Mobiliar. Alles strahlte eine beklemmende Sauberkeit aus, wenn nur der Geruch nicht gewesen wäre.

Da ich nicht stehen wollte, bis der Jugendliche kam, fasste ich den Stuhl, um mich zu setzen. Aber er ließ sich nicht schieben, weil er fest am Steinfußboden angeschraubt war. Man wollte wohl verhindern, dass sich bei einer möglichen Schlägerei die Kontrahenten die Köpfe mit den Stühlen einschlugen.

Der Mensch, der mir in der Untersuchungsanstalt als Insasse begegnete, entsprach nie meinen Vorstellungen, die ich mir auf Grund des Studiums der Akte, des Gesprächs mit den Eltern, den Klassenkameraden und der Jugendhilfe gemacht hatte. Die ihm (es handelte sich in der Mehrzahl um männliche Jugendliche) zur Last gelegten Delikte wie z.B. Diebstahl, Raub, Sachbeschädigung, Körperverletzung oder unbefugte Kfz-Benutzung erzeugten in meinem Kopf regelmäßig eine Vorstellung von dem Täter, der, wenn nicht angst-einflößend, doch zumindest verwegenen, draufgängerisch hätte sein müssen.

Doch die Wirklichkeit sah anders aus. Der hier ohne seine Clique auf sich allein gestellte Jugendliche war zurückhaltend, verschüchtert und ängstlich. Wir brauchten eine ganze Weile, bis wir miteinander richtig ins Gespräch kamen und er Vertrauen zu mir fasste. Mir begegnete bei diesen Terminen also niemals ein „Monster“, sondern ein auf sich zurückgeworfener isolierter Mensch, der in Erwartung seiner Gerichtsverhandlung mehr oder weniger vorbereitet, mehr oder weniger schuldbewusst, aber immer sehr unsicher und einsam war.

Heute wie damals wird das Thema Strafgefangener, Strafe und Strafvollzug in der Öffentlichkeit wenig differenziert behandelt – erscheint oft grell beleuchtet und verzerrt in den Nachmittagssendungen der Privatsender und in den Gazetten der Boulevardblätter. Die Diskussionen über Jugendkriminalität sind nicht selten von gegenseitigen Vorwürfen der Verharmlosung oder der Skandalisierung geprägt.

Die Bilder dieser Ausstellung und die Geschichten hinter ihnen sollen diese begrenzte Sicht durchbrechen und neue Einsichten zulassen sowie Einblicke in Umstände und Hintergründe der Straftat des einzelnen Strafgefangenen und auf dessen Persönlichkeit gewähren.

Dr. Martina Weyrauch

Leiterin der Brandenburgischen
Landeszentrale für politische Bildung

Die Bilder und Texte

zur Ausstellung „Prügelkinder“ führen in eine fremde und manchmal befremdende Welt, zu der die Öffentlichkeit vorwiegend über reißerische Berichte in den Medien Zugang erhält. Es ist der Versuch, sich jungen Menschen zu nähern, deren kriminelle Taten für ein gesellschaftliches Zusammenleben in Freiheit untragbar geworden waren sowie die Lebenswelt aufzuzeigen, die diese Jugendlichen in einem Jugendgefängnis umgibt. Es ist eine Annäherung an Tat und Täter, an Jugendstrafe und an Jugendvollzug.

Die beiden Künstler, die diesen schwierigen Versuch wagen, sind keine psychologisch oder juristisch geschulten Fachkräfte. Ihr Blick auf das, was sie vorfinden, spiegelt ihr individuelles Erleben; sensibles Erfassen von Menschen und Situationen, aber auch Ratlosigkeit, Unverständnis, Abscheu und Resignation. Die Grenzen solcher Annäherungsversuche werden insbesondere in den Texten offenbar. Sie sind abhängig von individuell herstellbarer Nähe und liegen notwendigerweise dort, wo die anamnestiche und diagnostische Tätigkeit der dafür ausgebildeten Fachkräfte beginnt. Die porträtierten jungen Gefangenen sind nicht repräsentativ für die Insassenstruktur im Brandenburger Jugendvollzug und die fotografisch mit viel Einfühlungsvermögen dargestellten Situationen können notwendigerweise den Vollzugsalltag nur auszugsweise widerspiegeln.

Trotzdem ist auch diese Form der Annäherung an die Problematik jugendlicher Straftäter und an den Alltag des Jugendvollzuges begrüßenswert und sinnvoll. Das von den Künstlern über Texte und Bilder Dargestellte hat eine intensive Aussagekraft. Es vermittelt nachhaltige Eindrücke, weckt starke Emotionen und wirft viele Fragen auf. Solche Voraussetzungen sind hilfreich, um eine interessierte Öffentlichkeit an die schwierigen Fragestellungen im Zusammenhang mit Jugendkriminalität und Jugendvollzug heranzuführen und zur kritischen Reflektion zu motivieren.

Elisabeth Theine

Referentin im Ministerium der Justiz
und für Europaangelegenheiten



Beim Lesen der Akten

eines verurteilten jugendlichen Gewaltstraftäters frage ich mich häufig, was eigentlich eine größere Betroffenheit in mir ausgelöst hat: War es die entsetzliche, immer wiederkehrende Brutalität mit der der Jugendliche seine Opfer gequält hat oder sind es seine häufig in der Familie durchlebten eigenen Gewalterfahrungen gewesen.

Die dramatische Entwicklung des Jugendlichen, weg vom menschlichen Miteinander, von elterlicher Geborgenheit, Fürsorge und Konsequenz, hin zum Ausgegrenzt-, zum Verlassensein und zur Gewalt als einzigste Ausdrucksform des Verhaltens im Konflikt ist erschütternd. Aggressivität ist fast immer eine Form der Äußerung eigener Unzufriedenheit. Der Jugendliche kann nicht mehr fühlen was er tut, was er Anderen antut. Leben wir als Erwachsene unseren Kindern nicht häufig diese Unzufriedenheit vor? Können in einer Konsumgesellschaft wie der unseren Menschen wirklich noch zufrieden sein?

Aggressive Jugendliche leben nicht einfach triebhaft und lustvoll aggressive Impulse aus, sondern neben komplizierten Störungen des gesamten Persönlichkeitsbildes sind frühkindliche Entwicklungsbedingungen ursächlich für ihre Gewaltbereitschaft. Aggressivität entsteht häufig zuerst in den Familien. Gewalt findet bereits hier ihren Ausdruck in den unter-

lichsten Formen. Oft zunächst verbal, vorgelebt durch die Beziehung der Eltern zueinander. Kinder erfahren Ablehnung ihrer Eltern ihnen gegenüber häufig durch Interessenlosigkeit und Nichtbeachtung. Das Gegenteil von Liebe ist eben nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit. In einem solchen sozialen Umfeld sind Kinder nicht in der Lage, eine Gefühlswelt aufzubauen, die Freude aber auch Trauer kennt. Unlängst berichtete mir ein 15-jähriger Gefangener voller Stolz, dass er sich nicht daran erinnern könne, jemals in seiner Kindheit geweint zu haben...

In solchen Situationen fällt mir immer der Vergleich des Gefängnisses mit einem Krankenhaus ein. Hier und dort wird behandelt. Der einzige Unterschied besteht darin, dass im Gefängnis mit der Behandlung meistens viel zu spät begonnen wird. Schaut man in die Biografien der gewaltbereiten Jugendlichen, fällt ihre Entwicklungsstörung häufig schon in der Schule auf. Jugendämter haben sich in der Regel über lange Zeiträume fast ausnahmslos mit ihnen beschäftigt. Gewalttäter waren Gegenstand verschiedener polizeilicher Verfahren, Jugendrichter haben ihnen wiederholt, bevor sie die Jugendstrafe verhängt haben, andere Chancen zur Bewährung geboten. Und trotzdem sind alle Bemühungen erfolglos geblieben. Warum eigentlich, woran liegt es?

In der Jugendarbeit gibt es ein weit ausgeprägtes und gutes System des Behördenengagements. Dennoch besteht aus meiner Sicht die größte Schwierigkeit darin, den Kontakt der verschiedenen Fachgruppen und Institutionen untereinander herzustellen. Jede

Berufsgruppe, jede Institution beschäftigt sich getrennt voneinander mit dem Jugendlichen, der Entwicklungsprobleme hat. Die Vernetzung, die Abstimmung, die Kombination von Informationen und der Austausch zwischen verschiedenen Bereichen ist unzureichend. Die Zergliederung in einzelne Zuständigkeiten hindert vielfach daran, Entwicklungsstörungen bei Jugendlichen zu erkennen und rechtzeitig hierauf zu reagieren. Dies führt dazu, dass sich Wertvorstellungen verfestigen. Schule schwänzen ist häufig das Einstiegssignal für eine kriminelle Karriere.

Arbeit im Jugendstrafvollzug ist Bildungs- und Erziehungsarbeit. Sie lebt von der Hoffnung und dem Zutrauen in die Fähigkeiten des jungen Menschen, sich weiter positiv entwickeln zu können. Der Jugendstrafvollzug muss sich, will er wirklich etwas erreichen, einem positiven, dennoch realistischen Menschenbild verpflichtet fühlen. Dies bedeutet für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, eine Philosophie der Lernförderung zu entwickeln. Jugendliche müssen permanent zum Lernen ermutigt werden. Keiner der Inhaftierten darf aufgegeben oder seinem Schicksal überlassen werden. Damit steht der Jugendvollzug mit seinen Mitarbeitern in der Pflicht, einen Teil der von den Eltern versäumten Erziehung nachzuholen. Allein darin zeigt sich die Schwierigkeit der Arbeit der Bediensteten, die in der Öffentlichkeit viel zu wenig Anerkennung findet.

Wolf-Dieter Voigt

Leiter der Justizvollzugsanstalt Wriezen



Karlchen

Mit neun fing er an. Mit vierzehn arbeitete er wie ein Profi.
Zunächst Diebstahl und Raub, später auch schwere Körperverletzung.
Jetzt ist er 16 und sitzt seit zwei Jahren in der Justizvollzugsanstalt Oranienburg.





Karlchen, der Große

Sprecherraum im Jugendknast Oranienburg. Es ist nicht sehr hell hier. Altes, tristes DDR-Mobiliar. Auf den Kunstblumengirlanden, die von der Decke baumeln, liegt Staub. Alles irgendwie miefig. Karlchen wird hereingeführt. Seit zwei Jahren sitzt er ein. Als er herkam, war er vierzehn, der jüngste Gefangene im Land Brandenburg. Mittelgroß, aschblonde Haarstopeln, bartloses, kindliches Gesicht. Mit feuchtem Handschlag und geröteten Wangen macht er seinen Diener. Er sieht aus wie zwölf.

Kurzer Wortwechsel, dann muss er zur Schule. „Nee, wirklich, Kacke hier im Knast. Verlorenes Leben. Aber da muss man durch. Was sein muss, muss sein.“ Er strafft sich und hält den Moment für geeignet, Kritik am Knastalltag anzubringen: „Die soll’n mal hier nicht so ville leere Parolen ablassen. Sport steht uff’m Wochenplan. Und was is? Röhrekiecken. Dann kannst nur noch uff Zelle hocken und abkacken oder Schachspielen mit deinen Zellenspanner.“ Zellenspanner?

„Na, it jibt doch nischt in meinem Privatleben hier, wat der Zellenkumpel nich mitkriegen tut.“ Sobald er den Mund aufmacht, wird Karlchen zum Entertainer, ein vom Leben gezeichneter Mann, der weiß, „wo der Pfeffer wächst“ und „wie der Hase läuft“. Für jede Situation holt er den passenden Satz aus der Klamottenkiste seines Wortschatzes.

An seine frühe Kindheit hat Karlchen nur knappe Erinnerungen. Es gibt noch zwei Geschwister. Einen drei Jahre älteren Bruder und eine Schwester, nur ein Jahr älter als er. Der Vater nahm die beiden Jüngeren mit, wenn er Angeln fuhr. Karlchen erzählt: „Wenn wir frühs losmachten, war das schön, weil, man wußte ja nich, was noch so kommt. Aber dann war die Zeit wie festjklebt. Und abends hatte Jaqueline mehr Fische wie ich, und da hab ich mir totgeärgert vor Neid. Also unterm Strich nur Ärger mit die Angelei.“

Die Schwester und die Eltern kommen ihn regelmäßig besuchen. „Aus Zehdenick zu mir nach Oranienburg“, bemerkt Karlchen anerkennend, als ob die 70 Kilometer eine Weltreise wären. „Das ist schon ne Leistung“, fährt er fort, „vor allem, wenn man sich vorstellt, dass Jaqueline mal Polizist werden will oder zum Grenzschutz. Vielleicht greift die mir mal auf, schleift mir aufs Bullenrevier und steckt mir in die Verwahrzelle. Na Prost Mahlzeit!“ Er schüttelt diese Vorstellung schnell wieder ab. Mit dem großen Bruder hat er kaum Kontakt. „Der is uff Drugs und Alk, da is dem alles andre ejal“, murmelt er und will sich nicht weiter darüber auslassen.

Manchmal hat er dem Vater Kaffee auf den Bau gebracht. „Der war Zimmermann und hatte nen Riecher für Holz.“ Dem Knirps machte es Spaß, einfach dazustehen und den geschickten Verrichtungen des Vaters zuzusehen. Vielleicht rührt aus dieser Zeit sein Interesse für den Schnitzkurs im Knast. Aus gut abgelagertem klobigen Holz fertigt er unter sachkundiger Anleitung possierliche Maulwürfe, Haie mit riesigem Maul und hohe, stolze Vögel mit geneigten Schnäbeln. Einige davon stehen draußen auf dem Hof, der die kleine zitadellenartige Anstalt mit ihrem uralten Gemäuer vom stattlichen Amtsgericht trennt.

Macht es ihm Spaß, aus dem duftenden Holz Figuren herauszuschlagen?

„Wat heeßt Spaß?! Is ne langwierige Angelegenheit, aber zum Zeittotschlagen nich schlecht.“

Einmal war er mit der Familie im Urlaub. Irgendwo in Disneyland, wo genau, weiß er nicht mehr. Auch an anderes dort kann er sich nicht erinnern. Nur dass ein Clown da war. Und dass er sich wunderte, wo Clowns überhaupt leben. Er habe sich überlegt, dass es einen riesigen Stress machen musste, immer nur lustig zu sein, selbst, wenn man miese Laune hatte. Nein, sagt er, Clown möchte er nicht sein, obwohl der ihm damals mächtig imponiert hat. Letzten Endes sei das ganze Unternehmen zu anstrengend für ihn, und ob es wirklich was einbrächte, sei auch fraglich.

Seine Mutter arbeitete in der Zehdenicker Ziegelei. Das war vor der Wende, gleich danach wurde sie entlassen. Seither ist sie arbeitslos. „Na ja“, schließt er das Thema ab, „es gab gute Zeiten und schlechte Zeiten.“ Und meint damit nicht die großen Ereignisse der Weltpolitik, sondern die kleinen Erlebnisse seiner kaum stattgefundenen Kindheit.

Im Jahr der Einheit wurde er eingeschult. Aber das Lernen machte ihm keinen Spaß. Ihm fiel auf, dass ein Teil der Kinder nicht zum Unterricht erschien, und dass das keinen großen Ärger machte. Als auch Karlchen anfang zu schwänzen, kamen von der Schule gelegentlich Anrufe zu ihm nach Hause, aber bald versickerten sie wieder. Seine Mutter dachte, ihre empörten Vorhaltungen hätten den Sohn bekehrt, aber sie irrte sich. Karlchen machte sich am Morgen zwar pünktlich auf den Weg, jedoch nicht Richtung Schulhaus, sondern zu einem Treffpunkt mit Gleichgesinnten. Die Kaufhallen, die inzwischen Super-

märkte hießen, strotzten vor Überfluss, und es wurde zum sportlichen Ziel der Truppe, möglichst unmerklich die Regale zu erleichtern.

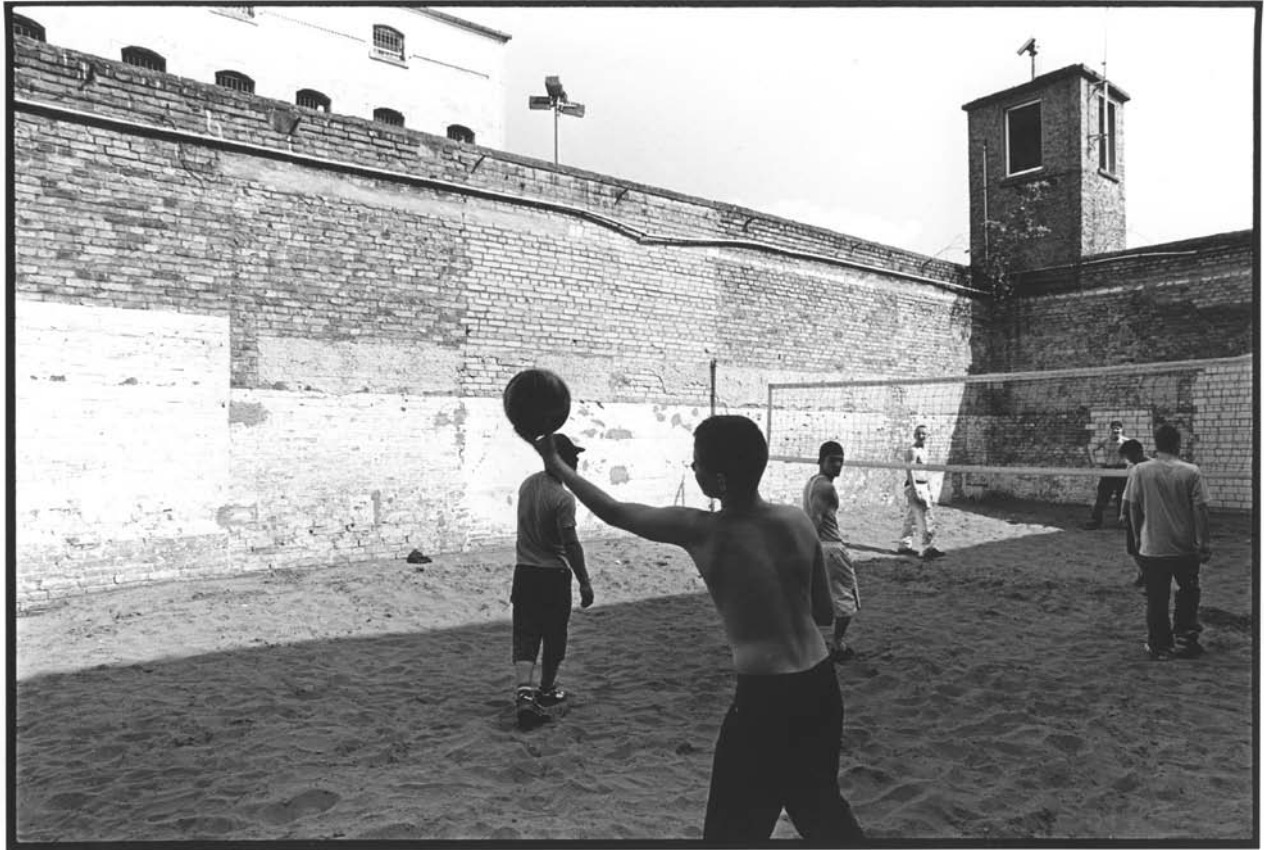
Beim ersten Mal klappte es unerwartet reibungslos. Karlchen kommentiert: „Ich dachte, die sind doch alle viel zu blöd da.“ Daraus zog er den Schluss: „Wenn die eenmal nischt merken, merken die nie wat.“ Er wurde waghalsiger, und spezialisierte sich auf Alleingänge. „Selbst ist der Mann“, lautete von da an seine Devise.

Mit dem Unterton eines Mannes, der sich seines Wertes bewusst ist, fügt er hinzu: „Auf sich selbst kann man sich am besten verlassen und scheitert nicht an der Dämlichkeit der ander’n. Außerdem kann einen dann auch keiner verpfeifen.“ Er ging in Geschäfte, Restaurants und auf Märkte und sah sich in Bussen um. Kein Portmonee blieb vor ihm sicher.

Und dann passierte, was passieren musste, ein Ladendetektiv schnappte das pfiffige Kerlchen. Alles ging seinen Gang. Die Polizei wurde geholt und begleitete ihn nach Hause. Die Mutter schimpfte aus Leibeskräften und der Vater verpasste ihm ein paar Ohrfeigen. Karlchen steckte das als Erfahrung weg. Sein Fazit aus diesem Reinfall: „Wer sich dumm anstellt, wird bestraft.“

Er hatte nicht vor, sich zu ändern, denn er wusste längst: „Es ist besser, sich draußen im Leben geschickt zu bewegen als in der blöden Schule dumm rum zu sitzen.“ Und so nahm er sich fest vor: „Nächstes Mal bekommen sie mich nicht.“

Er wurde aufmerksamer und schneller. Erbeutete ein-





Er wurde aufmerksamer und schneller. Erbeutete einmal fünf Mark und ein andermal zweihundert. Es läpperte sich zusammen, für einen Zehnjährigen „verdiente“ er nicht schlecht. Im Überschwang seiner nunmehr sechzehnjährigen Lebenserfahrung palavert er großspurig: „Ick war damals nahe an ‘ner Million mit meinen Einkünften. Theoretisch. Hab die Kohle leider immer wieder zu schnell verplempert. Doop, Gras und jede Menge Champus. Welch Normalverdiener kann sich so’n Luxus schon leisten?!“

Seine Eltern, einfache Leute, waren mit ihrem Jüngsten am Ende ihrer Kraft und ihrer Nerven. Unentwegt geriet er mit dem Gesetz in Konflikt und ließ sich von niemandem etwas sagen. Stets hatte er das letzte Wort, wusste alles besser, wurde pampig und haute von zu Hause ab, wenn ihm der Stress zu groß wurde.

Die Mutter meinte, vielleicht sei er krank, „klaukrank“ gewissermaßen. Er wurde zur eingehenden Untersuchung in die Psychiatrie eingewiesen. Man fand weder Anhaltspunkte für Kleptomanie noch irgendwelche hirnorganischen Störungen. Allerdings konnte man sich davon überzeugen, dass Karlchens Drang zu unrechtmäßiger Bereicherung groß genug war, um selbst von der Klinik aus seine Diebeszüge anzutreten. Da war er zwölf. Zurück in Zehdenick, kam er in die Förderschule und wurde in ein Heim eingewiesen. Dort war der Tag wie festgenagelt, ausbüchsen war nicht mehr so einfach. Die kurzen Zeiten des Ausgangs nutzte er dann um so intensiver, sich finanziell flüssig zu halten.

Mit vierzehn war er wieder zu Hause. Keineswegs geläutert, vom harten Überlebenskampf im Heim allerdings gewiefter und rigoroser als zuvor. Er traute

sich jetzt viel mehr zu. Suchte den Zweikampf mit seinen Opfern, wenn er seine Chancen als gut einschätzte.

Das erste Mal geschah es im Sommer 2000, kurz nach seinem 14. Geburtstag. Ein Gerichtsreporter schildert den Vorfall so: *Er packte einen Jungen, den er ganz gut kannte, am Hals. Mit geübtem Griff drückte er dessen Kopf nach oben und entriß ihm dabei seinen Cityroller. Als er den Roller hatte, schubste er den Jungen, der ihm körperlich unterlegen war, in die Sträucher. Als der Kleinere wieder aufstand, verlangt K. Zigaretten von ihm. Vergeblich, denn der andere hatte keine. Daraufhin durchsuchte K. die Taschen des Jungen und nahm sechzig Pfennig heraus.*

Karlchen hat das Ereignis anders in Erinnerung. Ihm sei der Bus vor der Nase weggefahren. Um dennoch schnell ans Ziel zu gelangen, habe er sich den Roller des Jungen ausgeliehen. Mittlerweile habe sich der nächste Bus genähert. Daraufhin habe er den Roller zurückgegeben und den Jungen um Geld für eine Fahrkarte gebeten. Da der nicht vorwärts kam und die Zeit knapp wurde, habe er sich selbst bedient. Er benutzte den Bus, um die nächsten Tatorte zu erreichen. Jedenfalls stahl er noch ein paar Mal am selben Tag. Alles ging gut, er wurde immer waghalsiger und zugleich unvorsichtiger, bis er wieder auf frischer Tat ertappt wurde. Dem Polizeirevier lag inzwischen auch schon die Anzeige des beraubten Jungen vor. Alles zusammen brachte ihn schließlich vor Gericht.

Wie Karlchen berichtet, hatte er sich vor der Verhandlung über Taktik und Strategie eines Angeklagten vor Gericht kundig gemacht. Das Erlernete setzte er sogleich in die Praxis um, indem er reumütig zugab, was er partout nicht abstreiten konnte.

Das Gericht sah keine Veranlassung, die Strafe auf Bewährung auszusetzen. Wegen Diebstahls in 14 Fällen sowie Raub und Diebstahl in neun Fällen wurde er zu einer Jugendstrafe von zwei Jahren und drei Monaten verurteilt. In der Urteilsbegründung heißt es dazu: *Der Angeklagte war zur Tatzeit 14. Er war sittlich und geistig genug entwickelt, um das Unrecht seiner Tat einzusehen. Unter Schuldgesichtspunkten hat das Gericht das Geständnis des Angeklagten mildernd berücksichtigt. Gegen den Angeklagten sprach, dass er durch eine Serie von Straftaten nachhaltig gegen das Gesetz verstoßen hat. Unter Abwägung aller Umstände ist eine Jugendstrafe angemessen.*

Als sich das hohe, eiserne Tor jenseits des Hofes mit den hölzernen Vögeln hinter Karlchen schloss, verging ihm fast die Luft vor Enge und Begrenztheit. Kein Mensch auf den langen, schmalen Gängen. Nur von fern das massige Scheppern der Schlüssel. Er kam zunächst auf Einzelzelle. Sein Zeug lag schon da: Decke, Matratze, Duschbad, Zahnpasta, Zahnbürste, Rasiercreme und Pinsel. Karlchen hält einen Moment lang inne. Und dann, trostlos: „Da mußte ick heulen. Ick rasiere mir doch noch gar nich.“

Eine einsame Nacht, und der Morgen, der durch das kleine, hohe Gitterfenster kroch, schwer und grau. Zur Freistunde endlich, auf dem hocheingemauerten winzigen Hof, traf er einen Bekannten von draußen. Da kehrte das Menschsein in ihn zurück. „Ick fühlte mir nicht mehr so verlor’n, denn wenn man een kennt, kennt man alle.“
Schon am übernächsten Tag ging die Schule los.

Geographiestunde. Sechs Jungen in dem kleinen Klassenraum. Karlchen, ganz links, sichtbar der Jüngste. Eine Arbeit wird geschrieben. Karlchen ist Links-

der. Die Zeilen auf seinem Blatt rutschen rechts in den Keller. Vegetations- und Klimazonen, Himmelsrichtungen, Kontinente, Breitengrade, Wendekreise. Die Fragen dazu hat jeder Schüler neben sich auf einem Zettel. Die Lehrerin darf bei Unklarheiten gefragt werden. Die Jungs haben viele Unklarheiten.

Karlchen meldet sich. „Frage!“, sagt er und kaut auf seinem Bleistift herum. Dann fährt sein Finger auf die Aufgabe mit den Kontinenten. Er starrt darauf und zuckt mit den Achseln. Die Lehrerin zeigt auf Spanien und fragt ihn, was das sei.

„Na’n Kontinent“, sagt Karlchen freudig.

„Und wie kommst du darauf?“ erkundigt sich die Lehrerin verblüfft.

„Na, weil der so alleene da rumschwimmt.“

Anschließend Deutschunterricht. Die Lehrerin lässt einen der Älteren einen Text vorlesen. Der Junge beugt sich über das Heft. Mit dem Zeigefinger auf dem Papier, stochernd und stockend, liest er die Empfindungen eines Häftlings am Tag seiner Entlassung.

„Wie würde es euch an diesem Tag ergehen?“, fragt die Lehrerin.

Karlchen, wie immer der Fixeste, dreht die Augen gen Himmel und schwärmt: „Wie Ostern und Weihnachten auf een Tach.“

„Und was wird draußen neu für euch sein?“

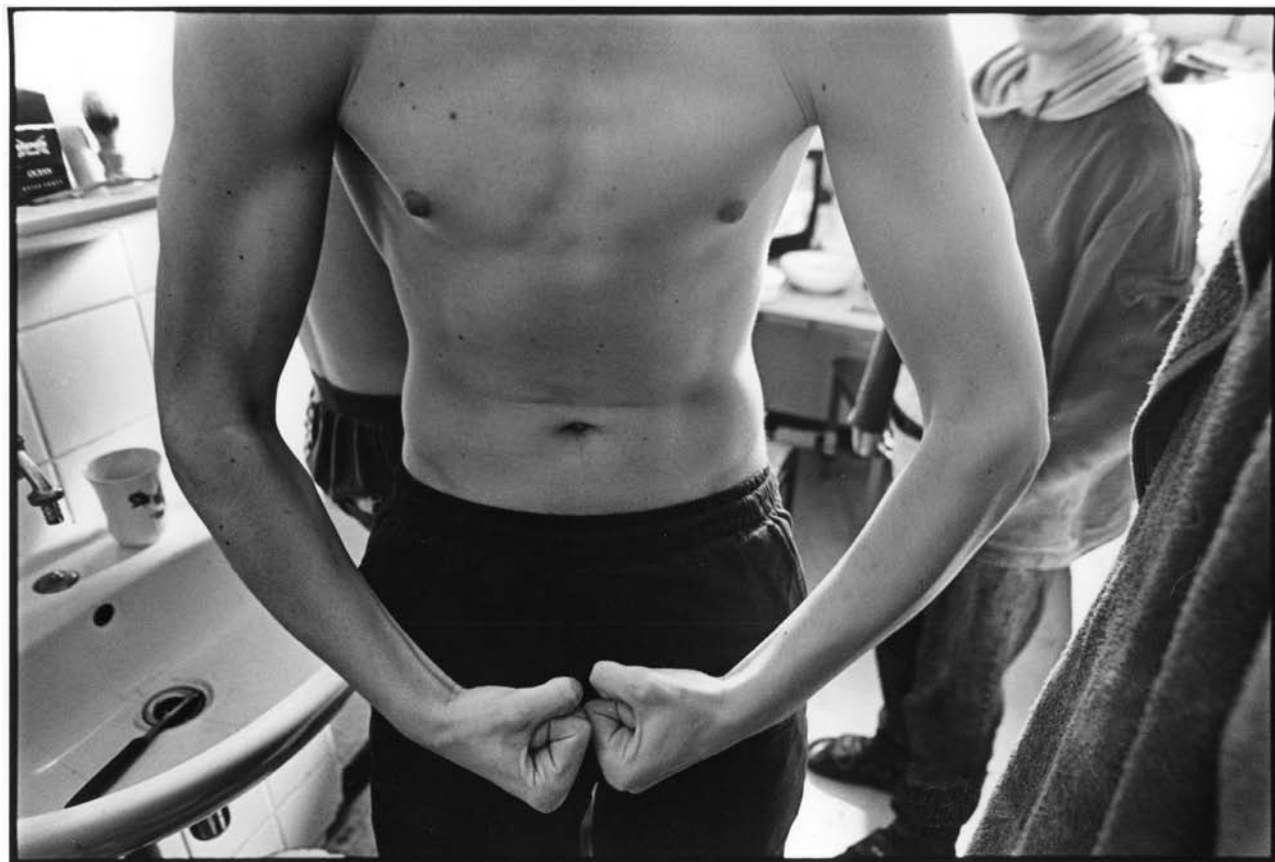
Einer der Jungen: „Na, der Euro.“

Karlchen: „Quatsch, das Sonnenlicht, das durchs Tor kommt.“

Lehrerin: „Kann den Schritt nach draußen jemand von euch nachempfinden?“

Karlchen: „Na klar, Zicke kann det, der war schon mal drin. Los, Zicke, offenbare dir!“

Aber Zickes Offenbarungen verlieren sich in einem langen, lauten Gähnen. Dafür streicht er in der Tageswertung ein paar Minuspunkte ein.









Oranienburg hat gute Erfahrungen mit seinem Punktesystem gemacht. Karlchen braucht zum Beispiel in zwei Monaten 700 Punkte, um in die etwas gelockere-tere Wohngruppe überzusiedeln. Dort war er schon mal, hat den Aufenthalt jedoch durch seine Renitenz, seine Besserwisserei, seine Zerstörungsattacken und sein aggressives Verhalten Mithäftlingen gegenüber schnell wieder verspielt, wie einer der Bediensteten berichtet. Nun muss er sich erst wieder bewähren. Wahrscheinlich wird er es schaffen, denn zielstrebig wie er ist, hat er in einem Monat bereits 444 Punkte gesammelt.

Die Lehrerin lässt Verben, Adjektive und Adverbien bestimmen. Keiner weiß, was sie meint. Nach einer Weile sagt Karlchen genervt: „Mein Jott, sagen Sie’s uns doch. Dann spar’n wir ne Menge Zeit.“

„Na, ja, Schule“, sagt Karlchen später ein bißchen genervt, „dit einzig Positive is, dass man Geld dafür kriegt.“ Das Schulgeld soll all jenen Häftlingen helfen, die wegen ihres zu jungen Alters noch nicht arbeiten und Geld verdienen können. Mit dem Schulgeld können sie sich Zigaretten oder Süßigkeiten kaufen und müssen sich nicht von den Älteren abhängig machen.

Karlchen döst in seiner winzigen Zelle auf dem Bett mit schlenkernden Beinen vor sich hin. Offensichtlich hat ihn der Text über den Tag der Entlassung, der bei ihm noch fast anderthalb Jahre entfernt ist, elegisch gestimmt. „Auf die Dauer is es hier drinne nich auszuhalten“, räsoniert er. „Dieset Rumkommandieren geht einen echt uff’n Sack. Wenn die sagen, spring aus’m Fenster, kannst du höchstens noch fragen, in welche Richtung, bitteschön.“ Nein, er fürchte sich vor nichts, sagt er und schränkt ein, „zumindest vor nichts, wat lebt“. Nur vor dem Tod habe er Angst. „Weil ich nicht weiß, was danach is. Ick glaube,

ham. Die Vorstellung ist furchtbar, man stirbt, und dann ist jeder Traum vorbei.“

Karlchen hat viele Träume. Aber Sehnsucht nach einem Mädchen hat er nicht. Da gab es mal eine Yvonne, doch von Fernverbindungen hält er nichts. „Ick hab die Sache gekappt“, teilt er kurz und knapp mit, „im Knast ist eben Sense mit Sex.“ Dann sagt er voller Inbrunst: „Und wehe, mir kommt hier mal eener zu nahe, so’n Arschficker. Dem würd ich ne Klobürste hinten rein und dann ab als Pudel über die Piste.“

Die ersten Monate stand Karlchen im Knast gewissermaßen unter Naturschutz. Sein kindlicher Habitus weckte bei den anderen, die alle älter waren als er und sich bereits rasierten, eine Art Beschützerinstinkt. Sie gewährten ihm ihren Betreuerbonus, und er bedankte sich dafür mit Willfährigkeit. Da mal ein Zigarettchen, selbst gedreht aus der teuer erstandenen Tabakbutte, dort ein Wort zum Munde geredet und für den nächsten ein paar Schokoladenkekse aus Mutters Paket. Als das Beziehungsgeflecht funktionierte, begann er, es rücksichtslos auszunutzen. Er verlangte von seinen Zellengenossen Unterordnung, beanspruchte für sich den Chefstatus. Daran waren gewisse Abgaben an ihn oder auch niedere Dienste für ihn gebunden. Lehnte der andere sich dagegen auf, griff Karlchen zu drastischen Strafen. Er sprang mit Schuhen auf dem frischen Bettzeug des Verweigerers herum, beschmutzte seine Wäsche, beschmier-te seine Sachen mit stinkendem Käse.

Drohte der andere ihn anzuzeigen, kündigte Karlchen Dresche an. Nicht eigenhändig, das traute er sich noch nicht zu, sondern von seinen kräftigen Kumpels aus den Nachbarzellen. Damit war der Konflikt geregelt, Karlchen blieb der Große.

Die Leiterin im Bereich Zugang und Erprobung kennt Karlchen von Anfang an – als Charmeur ebenso wie als aggressiven Großkotz, penetranten Bittsteller und mittlerweile auch als üblen Schläger. Er ist einer der Gefangenen, die unaufhörlich Briefe, Beschwerden oder Gesuche an die Anstaltsleitung richten. Seine Schriftstücke, ganz abgesehen von den unsäglichsten Rechtschreibfehlern, sind Spiegelbilder seines Charakters: aufdringlich, lügnerisch, fordernd, charmant und humorvoll.

Hiermit lege ich Beschwerde gegen Frau K. ein. Ich ging mit meiner Tee gefüllten Plastikflasche. Da sagt Frau J. aus Spass, dass es aussehe wie Bier. Daraufhin ergriff Frau K. meine Hand, und schlug mir direkt ins ungeschützte Gesicht. Anschließend drehte ich mich völlig bloßgestellt und gedemütigt weg. Ich fragte mich nur warum! Trotz den Umständen verbleibt mit freundlichen Grüßen K.

Der Sachverhalt wurde unverzüglich aufgeklärt. Frau K. hatte sich bei Karlchen zu entschuldigen. Das brachte ihm bei den anderen eine Menge Pluspunkte ein.

Hiermit bitte ich um ein Gespräch mit einen Psychologen.Grund: Da ich herausfinden möchte warum ich die Straftaten begangen habe. Mit freundlichem Gruß K.

Regungen dieser Art treten bei ihm immer mal wieder auf. Allerdings hatten Gespräche bisher keinerlei anhaltende Wirkung. Viel wichtiger als jedwede Anstrengung im normalen Leben ist ihm seine kriminelle Energie. Denn nur durch sie gelingt es ihm, erfolgreich zu sein, Anerkennung zu finden, zu Geld zu kommen und den Respekt der anderen zu gewinnen. Dass all das auch durch ehrliches Bemühen zu erreichen ist, hat er bisher noch nicht erfahren. Es

kaum jemanden in seinem Lebensumfeld, der es ihm hätte beweisen können.

Hallo, ich möchte meine Ordnung und Sauberkeit auf der Wohngruppe so verbessern dass ich in meiner Haftzeit noch ein Ausgang habe. Tschüs sagt K.- für Fehler und Schrift haftet der Stift.

Genau diese Händlermentalität – Ordnung und Sauberkeit gegen Haftlockerung – halten die Bediensteten für Karlchen-typisch. Gewiefte Taktik, die schnell zu durchschauen ist. Wenn er sich weiter entwickelt, in seiner Fingerfertigkeit ebenso wie auf seiner psychologischen Klaviatur, hat er eine vielversprechende kriminelle Karriere vor sich. Der Weg zurück in ein gerades Leben wird für ihn schwer zu gehen sein. Darüber sind sich hier, trotz großem Bemühen, alle einig. Eine der Bediensteten sagt: „Sein Zusammenleben mit anderen Gefangenen ist zunehmend schwieriger geworden. Es gibt viele Jungs, die es inzwischen als Haftverschärfung betrachten, mit ihm auf einer Zelle zu sein. Den Freifahrtsschein, mit dem er hier lange herumgereist ist, hat er selbst entwertet.“

Er scheint das von sich aus schon gemerkt zu haben, denn seit kurzem regelt er seine Dinge mehr und mehr ohne fremden Beistand. Großzügig, wie er sich manchmal gibt, lieh er einem Häftling eine Butte Tabak, nicht ganz ein halbes Pfund. Als er sie nicht zu dem vereinbarten Zeitpunkt wieder bekam, setzte er hundert Prozent Zinsen drauf und verlangte zwei Butten zurück. Der Junge bat um Aufschub, Karlchen lehnte ab. Beim Zellenaufschluss passte er ihn ab, stieß ihn hart an die verschlossene Gittertür am Ende des Flurs und trat ihn mit ausgesucht derben Schuhen in den Unterleib. Umso kräftiger, je mehr der andere sich vor Schmerzen krümmte. Damit waren die Fronten klar. Der Junge verhielt sich die nächsten Tage still.







Kurz darauf wurde er entlassen. Sofort zeigte er seinen Peiniger an. Das ärztliche Attest bescheinigte ihm Hämatome am Unterleib und Verletzungen an den Hoden. Bei der Verhandlung schlug der Richter auf Karlchens Strafe noch drei Monate drauf.

Die Familie ist da. Mutter, Stiefvater, Schwester. Karlchen strahlt mit glühenden Wangen. Vor ihm steht eine Schachtel mit Schokoladengebäck, in die er tüchtig hineinlangt. Seine Mutter, eine große, kräftige, beherzte Frau, redet leise auf ihn ein. Ihr Mann, ein ruhiger eher schwächlicher Mensch, ebenso wie die Frau seit langem arbeitslos, schaut leicht betreten vor sich hin. Jaqueline, ein hübsches blondes Mädchen, bleibt ganz für sich.

Zum Abschied reicht Karlchen Vater und Schwester die Hand und macht seinen Diener. Der Mutter, einen Kopf größer als er, legt er ein wenig ungenau die Arme um den Hals und gibt ihr einen Kuss auf die Wange. Dann steht er da, etwas hilflos, und winkt den Seinen hinterher.

„Es war nie einfach mit ihm“, sagt seine Mutter später. „Auch zu Hause wollte er immer der Bestimmer sein, schon als kleiner Knirps. Und wenn ihm was nicht passte, bekam er einen Tobsuchtsanfall. Da konnte man nichts machen. Er hat auf nichts reagiert, nicht auf Schläge und nicht auf gute Worte. Später ist er dann einfach immer abgehauen.“

Ihr Mann, Karlchens Vater, fiel eines Tages um und war tot. Da stand sie mit den drei Kindern allein da. Ohne Arbeit, nur gelegentlich eine ABM-Stelle. Bis sie auf einer dieser Stellen ihren jetzigen Mann kennen lernte. Aber mit dem kam Karlchen lange nicht zurecht. Einem Typ, der nicht imstande war, ordent-

lich Geld zu beschaffen und seine Familie zu ernähren konnte er weder Respekt noch Sympathie entgegenbringen. Aber seit Karlchen sieht, dass er den „weiten Weg“ auf sich nimmt, um ihn regelmäßig zu besuchen, hat er seine Meinung geändert. „Der ist schon okay“, sagt er wohlwollend, „und außerdem ist Mutter nicht alleene.“

„Er ist ja kein schlechter Junge“, sagt die Frau nach kurzem Besinnen. Und dann resigniert: „Ich hab nie viel Hoffnung mit ihm gehabt, und bis jetzt hab ich die nicht. Er hat sich ja kaum geändert. Aber vielleicht war ich auch immer zu nachgiebig mit ihm.“

Auch die Leiterin des Bereichs Zugang und Erprobung ist skeptisch, was Karlchens Zukunft angeht. „Nach seiner Entlassung müsste er dringend in einer betreuten Wohnform unter Aufsicht und Lenkung leben“, meint sie. „Den Eltern hätte schon früh Erziehungsberatung angeboten werden müssen. Hier im Vollzug können wir die Jugendlichen an Regeln und Normen gewöhnen, aber wir können keine Wunder bewirken.“

Karlchen, der schon wieder an seinem nächsten Brief feilt, um nach Lockerung seiner Haftstrafe oder vielleicht sogar nach einer Zwei-Drittel-Haftvariante nachzusuchen, hält kurz inne in seinem Schreibwerk und sagt ziemlich nachdenklich: „Noch mal fünf Jahre sein und dann mit die Erfahrungen von heute. Dann würde allet anders komm'. Jetzt sitzt man hier und hat seine Jugend versaut.“



Marco

Mit 14 fing es an – Diebstahl, Raub, schwere Körperverletzung.
Zigmal Bewährung. Mit 18 dann in die Justizvollzugsanstalt Spremberg.
Seine Mutter versteht Marco nicht; sie hat alles für ihn getan.





Bis zum Hals voll Aggressionen

Sie ist Ende dreißig, eine hübsche Frau. Ein klein wenig rundlich, gutherzige braune Augen, die vor Fröhlichkeit blitzen. Überhaupt lacht sie gern. Warum auch nicht?! Gut verheiratet, ein eigenes, neues Haus und nach Marco, den sie aus erster Ehe mitbrachte, noch einen Sohn mit ihrem jetzigen Mann.

„Ja, Marco“, sagt sie, und ihr Gesicht wird auf einmal flach und angestrengt. „Irgendwas hab ich falsch gemacht...“ Auf der geräumigen Couch im Wohnzimmer krampft sie die Hände um ihre Knie, wippt hin und zurück und sagt ein wenig vorwurfsvoll: „Ich war doch immer für ihn da, hab ihn zum Training gebracht und abgeholt. Er hat ein Fahrrad gekriegt und ein eigenes Zimmer. Was sollte ich denn noch tun?“ Sie wischt sich nervös eine Haarsträhne aus der Stirn. Eine Narbe wird sichtbar, keine frische. Dann fängt sie wieder an zu sprechen, ernst und mit dunkler, leiser Stimme: „Als Marco zwölf war, kamen die richtigen Probleme. Es begann mit Schuleschwänzen. Seine Lehrerin rief an. Von da an weckte ich ihn, achtete darauf, dass er pünktlich losging. Aber immer wieder kam so ein Anruf. Dann brachten wir ihn hin. Aber in der Pause sprang er aus dem Fenster und lief weg. Das war kurz nach der Wende. Einige Jungs aus seiner Klasse saßen da schon im Jugendknast.“

In den Ferien fährt die Familie nach Schweden, Norwegen, Dänemark. Marco freut sich auf diese Reisen. Wenn er die Schule ernst nimmt, kann er sich später die ganze Welt ansehen, predigt der Stiefvater. Offenbar bleibt nichts haften von der Stille und Schönheit der nördlichen Landschaft, dem freundlichen Entgegenkommen ihrer Menschen. Nach der Heimkehr stiehlt Marco den Eltern das restliche Geld aus der Urlaubskasse, klettert nachts über die Balkonbrüstung und bleibt tagelang fort.

Von der Schule kommt nichts mehr. Aber die Polizei ruft an. Der Sohn sei abzuholen, man habe ihn erwischte: Diebstahl, Einbruch, Raub. Es gibt Nächte, da bricht er mit seinen Kumpels siebzig Bungalows auf. Einmal nimmt er auch eine Schreckschusspistole mit, verkauft sie an einen Bekannten. Die Eltern des Jungen zeigen ihn an.

Vom Gericht wird ihm Bewährung zugestanden. Gelegentlich wird eine Geldstrafe verhängt. In solchen Fällen legen die Eltern aus. Das Geld muss er an den Wochenenden oder in den Ferien verdienen und zurückzahlen. Die Polizei hat unentwegt mit ihm zu tun. Die verzweifelte Mutter, die die Hoffnung nicht aufgeben will, weiß nicht mehr ein noch aus mit dem Sohn.

Aber das ist erst der Anfang. Die Häufigkeit seiner Taten nimmt zu, deren Gefährlichkeit auch. Einen Gleichaltrigen zwingt er vom Fahrrad und durchsucht ihn nach Geld, während sein Kumpel dem Jungen ein Messer an die Kehle hält. Als nach Monaten die Vorladung eintrifft, kann er sich kaum noch an den Vorfall erinnern. Seine Mutter rechnet mit dem Schlimmsten. Zu ihrer großen Erleichterung lautet das Urteil ein Jahr und sechs Monate auf Bewährung.







Ein paar Monate später, mitten in der Bewährungszeit, schlägt er erneut zu. Wieder ist er mit seinem Rad unterwegs. Da sieht er von weitem die geistig behinderte Frau kommen, die bei ihnen in der Schule sauber macht. Er fährt auf sie zu, nimmt noch mal Anlauf, holt kurz vor ihr mit dem Bein aus, und stößt ihr mit voller Wucht vor die Brust. Sie taumelt und schlägt auf die Straße.

Er erzählt es ohne Mitleid, gefühllos. Keine Spur von schlechtem Gewissen.

Warum tut er so etwas? Eine Frau, eine behinderte noch dazu?!

„Ich kann derartige Leute nicht leiden“, sagt er nach einem Moment des Nachdenkens.

Aber warum?

Achselzucken, und dann: „Haben uns schon immer über die lustig gemacht, ihr Schimpfwörter hinterher gerufen. Manchmal haben wir ihr auch ein Bein gestellt, oder ihren Eimer umgeschubst. Sie hat sich nie gewehrt. Nun wollt ich es ihr endlich mal richtig zeigen.“ Dummheit, Schwäche, Selbsthass scheinen durch seine Sätze.

Anzeige, Vorladung, Verhandlung. Und noch einmal Bewährung.

Woher kommen die Gewaltbereitschaft und die Gefühllosigkeit dieses Jungen? Aus seiner Kindheit? Kaum zu glauben. Das kleine, weiße Haus am Rande von Feldern und Wiesen. Sein Zimmer mit Balkon und extra Schlafkoje. Die hübsche, weiche, fröhliche Mutter. Der Stiefvater, der mit Marco und Felix, dem Kleinen, zum Angeln fährt. Der zwar schimpft mit dem Großen und ihm immer wieder Vorhaltungen macht, aber stets bereit ist, ihm noch eine Chance einzuräumen.

„Schwere Kindheit?“ Marco grinst, „nich, dass ich wüsste.“

Marco ist groß, gut gewachsen, mit eindringlichen, aufmerksamen Augen. Seine Taten passen nicht zu diesen Augen, sie passen nicht zu seiner Kindheit, seiner Mutter, dem schönen Haus. Als er 1980 in der Nähe von Dresden geboren wurde, waren seine Eltern frisch verheiratet. Die Mutter arbeitete in einem Altersheim. Der Vater, flachshaarig, groß, seh-nig, war viel auf Montage.

Die Schwangerschaft verlief nicht einfach: Strikte Ruhe, keinerlei Anstrengung, verordnete der Arzt. Schon Wochen vor dem Termin musste die Schwangere in der Klinik bleiben. Der Sohn, der unbeschadet auf die Welt kam, wurde ein niedliches Kind mit blonden Locken. Auf den ersten Blick leicht für ein Mädchen zu halten.

Morgens brachte ihn seine Mutter in den Kindergarten, nachmittags holte sie ihn wieder ab. Dazwischen Familienfeste, Kindergeburtstage, Faschingsfeten. Der kleine Blonde mit den großen, ernsten Augen immer in der Nähe seiner Mutter. Die vielen Fotos in dem dicken Marco-Album zeigen behütete, sorglose Kinderjahre.

Als der Junge fünf ist, der große Schnitt. Die Eltern lassen sich scheiden. Ein Jahr noch bleibt der Vater bei ihnen, bevor er endlich eine eigene Wohnung erhält. Ein schlimmes Jahr. Lautstarke Auseinandersetzungen. Der eifersüchtige Mann wird handgreiflich, schlägt zu. Es poltert und kracht. Die Frau schreit, ist verletzt. Marco schläft schlecht dabei. Schon von klein auf hat er Schwierigkeiten mit dem Schlafen, jetzt wird es schlimmer. Zunächst schläft er ein, unruhig, quälerisch. Plötzlich schreit er laut auf, springt gehetzt aus dem Bett, klettert aufs Fensterbrett, als verfolge ihn jemand. Der Kinderarzt empfiehlt eine Therapie. Fünf Wochen ist Marco in der

Fünf Wochen ist Marco in der Psychiatrie. Gründliche Tests und Untersuchungen. Organische Schäden sind nicht feststellbar. Die Therapien bringen nichts. Marco bleibt ein unkonzentriertes, hyperaktives Kind. Die Mutter erzählt davon hilflos und ohne Hoffnung.

Inwieweit familiäre Ursachenforschung betrieben wurde ist unklar. Die Frau wurde nicht weiter dazu befragt. Vielleicht hätten die Psychologen Anhaltspunkte gewinnen können. Immerhin gelten die ersten Lebensjahre eines Menschen als prägend für seine charakterliche Entwicklung. Einer der Psychologen in der Spremberger Anstalt sagt: „Lob, Zuwendung, Einfühlsamkeit, familiäre Harmonie entscheiden darüber, wie ein Kind sich anderen gegenüber verhält, wie es generell auf seine Umwelt reagiert. In seinem Lebensumfeld muss es Kompetenz gewinnen, Sicherheit und damit Selbstvertrauen.“

Er selbst kann sich an das Scheidungsjahr seiner Eltern nicht erinnern. Vielleicht habe er das verdrängt, meint er. Zum Vater, für einen Jungen in der Vorbildwirkung besonders wichtig, hat Marco später den Kontakt abgebrochen. Das ist bis heute so.

Schon in der ersten Klasse stellt der Sportlehrer Marcos Schwimmtalent fest. Seine Mutter bringt ihn zum Training. Mit großem Spaß geht der Junge nun regelmäßig schwimmen. Er gehört zu den drei Besten seines Jahrgangs, gewinnt 14 Urkunden und vier Medailen. Eine äußerst wichtige Erfahrung von Leistung und Anerkennung. Seine schulischen Ergebnisse sind jämmerlich. Aber die Schwimmerfolge reißen ihn immer wieder aus der Gruppe der Sitzenbleiber heraus.

Mit dem Schwimmen ist schlagartig Schluss, als

Mutter nach der Scheidung einen neuen Lebenspartner findet, einen Feuerwehrmann, und mit ihm in einen kleinen Ort am Rande Berlins zieht. Da gibt es zwei Flugplätze, aber weit und breit keine Schwimmhalle. Marco ist zehn. Die Wende kommt, und die Eltern bauen sich das schöne, kleine, weiße Haus.

Der Ort, in dem Marco nun wohnt, ist nicht Dorf, nicht Stadt. Die Langeweile hockt hinter jedem Baum. Provokierend geradezu, wenn die großen silbrigen Jets unablässig ihre Bögen ziehen, um in den nahegelegenen Flughäfen zu landen. Marco, noch nicht ganz vierzehn, ist von einer quälenden inneren Unruhe und Rastlosigkeit getrieben. Stets ist er auf Action und Krawall aus. Zum Beispiel an jenem heißen Tag an der Tankstelle.

Er erzählt: „Auf Schule hatte ich keinen Bock. Wir saßen rum, quatschten und aßen Eis. Da kommt so ein älterer Pennertyp und stellt sich mit 'nem Bier vor uns auf. Ich sag: Verpiß dich. Da kommt der und klatscht mir eine mitten ins Gesicht. Ich zu ihm: ‚Das kriegst du zurück‘.“

Kurz darauf, wieder auf seinem Fahrrad, entdeckt er den Mann. Fährt auf ihn zu, tritt ihn, der Mann stürzt. Er rappelt sich wieder hoch, folgt Marco und schimpft auf ihn ein. Der steigt vom Fahrrad, greift sich eine herumliegende Eisenstange und schlägt sie dem Mann auf die Handgelenke, die sich an seinen Lenker krallen. Der Mann schreit auf und lässt blutend ab von dem Rad. Abends, Marco sprengt gerade den Garten, steht der Mann am Zaun. Will offensichtlich mit ihm reden und streckt ihm seine bandagierten Knöchel entgegen. Marco nimmt seinen Schlauch, dreht voll auf und spritzt den Mann vom Zaun.





Der andere zeigt ihn an. Marco kommt vor Gericht. Es wird auf Bewährung erkannt. Die Urteilsbegründung besagt u.a.: *...die positiven Entwicklungsansätze sollten nicht im Keim erstickt werden, sondern einer weiteren Förderung zugänglich gemacht werden...* Wie hat er selbst dieses Urteil empfunden?

„Wenn die von Anfang an strenger gewesen wären, hätte ich vielleicht vieles gar nicht gemacht.“

War ihm bewusst, was eine solche Bewährungsstrafe bedeutet?

„Nö, damals nicht so richtig. Man dachte, wenn man nicht einrücken muß, ist man auch nicht bestraft. Man ist eben frei.“

Dass Freisein nicht Schuldlossein heißt, hatte er nicht begriffen.

„Unsere Nerven lagen blank“, sagt seine Mutter, „ich redete mir den Mund fusselig, und manchmal rutschte mir auch die Hand aus. Ich hatte Angst um Felix, der ja alles mitbekam. Trotzdem stand fest, dass ich Marco nicht ins Heim gebe. Mein Mann hat das auch nie verlangt von mir.“ Aber der Tag kommt, da geht es nicht mehr anders. Der Stiefvater hatte den Jungen zur Rede gestellt, ihm Vorwürfe gemacht, Besserung verlangt und ihm, als der frech wurde, eine Schelle verpasst. Da schlug Marco zurück. Die Mutter, zermartert von Selbstvorwürfen, bat das Jugendamt um Hilfe.

Die Frau steht auf, zieht die Gardine zurück und wischt sich mit dem Taschentuch über die Augen. Durch das geöffnete Fenster schimmert das Goldgelb des Rapses. Der Flieder duftet herein. Sie weist auf die halb fertige neue Terrasse. „Viel zu tun“, sagt die gelernte Verkäuferin, die nun schon lange arbeitslos ist. „Wer weiß, was mit uns wird, wenn sie den Flugplatz ausbauen. Aber vorläufig tun wir so, als ob alles

beim Alten bleibt.“ Freimütig erzählt sie, als wäre sie froh, ihre Sorgen weg zu sprechen.

Zuerst will Marco nicht ins Heim. Die Mutter bleibt zum ersten Mal konsequent gegen den Großen. Nein, zu Hause geht es nicht mehr. Als er im Potsdamer Jugendheim einen „tollen, alten Kumpel“ trifft, der sofort sein Zimmer mit ihm teilt, ist seine Welt wieder heil. Sie wohnen zusammen, arbeiten Seite an Seite in der Holzwerkstatt und organisieren zusammen ihre Diebeszüge. Bungalowbrüche, Auto knacken und hin und wieder „Abfassen“ im Supermarkt.

„Das war damals `ne super Zeit“, murmelt Marco. Aber die geht schnell zu Ende. Nach einem Einbruch wird er verpetzt von einem, der erwischt wurde, bekommt seine Bewährungsstrafe und fliegt aus dem Heim.

Seine Mutter meint: „Der Marco hängt am Vertrauten, er hat sich immer schon vor Veränderungen gescheut. Nun sollte er in ein anderes Heim. Davor hat ihm gegraut.“ Doch sie will partout nicht, dass er wieder zu Hause wohnt. Es geht um Felix, um ihre Ehe. Sie bleibt dabei: „Heim ist zur Zeit die beste Lösung“.

Marco fühlt sich zurückgestoßen. Die Konsequenz seiner Mutter bringt ihn jedoch dazu, zum ersten Mal ernsthaft über sich nachzudenken: „Ich hab mir steif und fest vorgenommen, jetzt ist Schluss mit Scheiße bauen.“ Anderthalb Jahre geht alles gut. Er lässt die alten Kumpel sausen und lehnt neue Unternehmungen ab. Die Eltern besuchen ihn, und am Wochenende darf er nach Hause. Das Verhältnis zum Stiefvater bessert sich. Marco beginnt eine Lehre als Maler und Lackierer.

Aber schon bei der ersten Versuchung wird er wieder rückfällig. Es geht um nichts Großes, Schmiere stehen beim illegalen Abbau einer Fernsehantenne. Bagatelldelikt, denkt er, was soll da schon schief gehen?! Sie ziehen nachts los. Bei dem ausspionierten Objekt stoßen sie auf einen unverschlossenen reich ausgestatteten Bungalow und räumen ihn leer. Marco nimmt nichts von der Beute. Der Freund zaudert nicht lange und verstaut das gesamte Inventar in seiner Bude. Als die Polizei bei ihm auftaucht und nach Mittätern fragt, nennt er reumütig Marcos Namen.

Es kommt zur Verhandlung. Marcos diverse Bewährungsversagen werden aufgerechnet, und es wird eine Strafe von zwei Jahren und sechs Monaten verhängt. Marco schüttelt den Kopf: „Ich wollt's nich glauben, dachte, die ham sich verquatscht. Nie im Leben hab' ich mit Knast gerechnet. Meiner Mutter hab' ich nichts davon erzählt, weil ich dachte, dass daraus bestimmt nichts wird. Außerdem war noch Zeit bis zum Einrücken.“

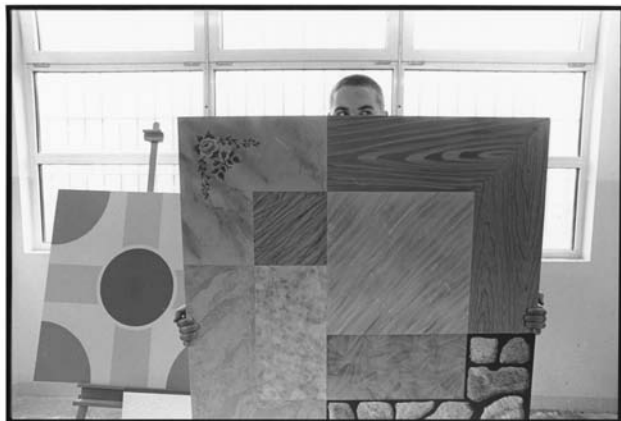
Erster Oktober '99. Seine Mutter erinnert sich deshalb so genau, weil sie an diesem Tag arbeitslos wurde. Und nun noch die Mitteilung aus dem Heim, dass ihr Großer, ihr Sorgenkind, zu einer Haftstrafe verurteilt worden ist. Einen Tag vorher hatte sie schweren Herzens ihren Laden aufgeben müssen, weil sie die Miete nicht mehr bezahlen konnte. Unter der Last des Schuldgefühls, mit ihrem Sohn alles falsch gemacht zu haben, weinte sie sich bei ihrem Mann aus.

Beide beschlossen, Marco auf seinem schweren Weg

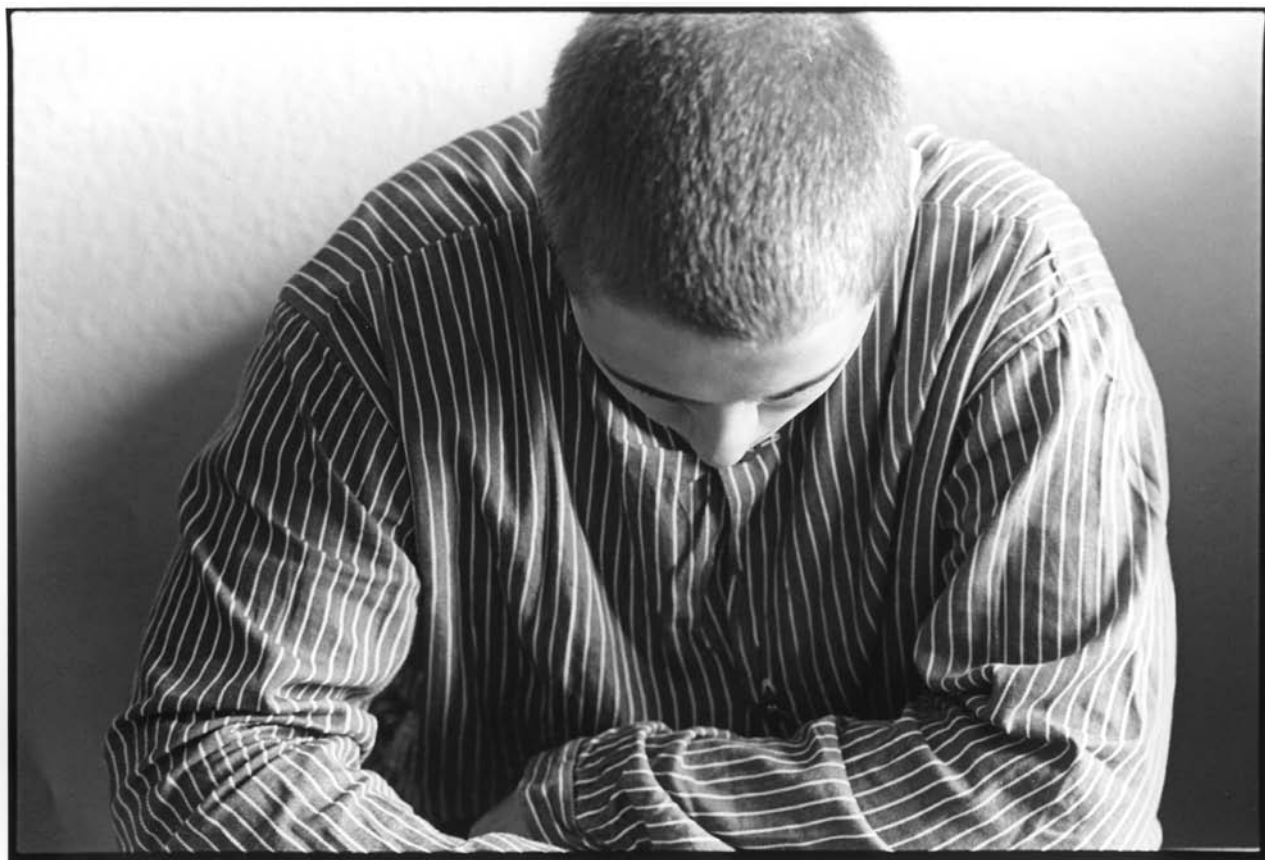
Spremberg, der größte Jugendknast in Brandenburg. Bis vor kurzem galt er bei den Gefangenen auch als der härteste. Der Leiter der Vollzugsanstalt sagt: „Wenn wir sie hier ‚wilde Sau‘ spielen lassen würden, wäre unser Erziehungseffekt, der in so einer Anstalt ohnehin schwer zu erreichen ist, gleich null. Wir müssen die Jungs an Normen gewöhnen, an einen geregelten Tagesablauf, Disziplin und Kontinuität. Darauf baut sich alles im Leben auf.“

Als Marco vor dem Tor stand, das ihm von nun an die Welt zusperrte, so mitten in der Einöde, im Rücken die qualmenden Schlote des Braunkohlekraftwerkes „Schwarze Pumpe“, wurde ihm ziemlich flau im Magen. „War schon ein mulmiges Gefühl. Man wusste ja nicht, was einen erwartet“, sagt er. Seiner Mutter brach fast das Herz, als er hinter der ächzenden Gittertür verschwand. „Aber andererseits,“ so sagt sie heute, „wie hätte es draußen weitergehen sollen?! Vielleicht ist das ganz lehrreich für ihn.“

Zuerst kommt er auf die sogenannte Zugangspiste, den Trakt der Neuankömmlinge. Sein großer Bekanntenkreis bringt es mit sich, dass er auf zwei gute alte Kumpels von früher trifft. Sofort fühlt er sich ein bisschen heimisch. Nach zwei Monaten Eingewöhnung wird er auf einen anderen Flur, die *Piste sieben*, verlegt.









Zu diesem Zeitpunkt habe er schon begriffen, so sagt er, dass man hier, um einigermaßen überleben zu können, zu den *Chefs* gehören muss und auf gar keinen Fall zu den *Hoschis* oder *Birnen*, der Sklavenkaste im Knast. „Als erstes hab ick die Urinkontrolle wegen Drogenkonsum und so verweigert“, berichtet er. Diese und ähnliche Aktionen brachten ihm allein während des ersten Jahres zwei Verwarnungen ein, vier Mal Arrest und einen Verweis. Der Chefstatus war damit gesichert, sein Führungszeugnis allerdings denkbar schlecht. Die ersehnte vorzeitige Entlassung wird zur Illusion.

Dann kommt Ufo in die Zelle, ein etwas älterer, kräftiger Zwei-Meter-Mann. Und später noch Schnitter. Sie bleiben zu Dritt. „Ufo war’n ausgesprochenes Weichei, eben so’n richtiger Zellenhoschi. Gut dafür, sich ‘n bisschen zu amüsieren“, schildert ihn Marco. Er denkt kurz nach und fügt hinzu: „Wenn er nicht parierte, hab ich ihm immer mal eine geschossen.“

Das Procedere wird ausgebaut. Er und Schnitter binden Ufo zwischen die Betten und schlagen ihn solange im Wechsel, bis beiden die Kraft ausgeht. Sie verbieten ihm, sich zu zeigen, zum Beispiel bei der Essenausgabe. Als er von einem Sozialarbeiter zum Gespräch abgeholt wird und der Mann sich über das völlig verunstaltete Gesicht wundert, behauptet Ufo, er sei aus dem Bett gestürzt.

Marco, mit amüsiertem Grinsen: „Der hatte das zweite Gesicht, alles doppelt so groß wie vorher und dazu noch grün und blau.“ Besonderen Spaß haben sie, ihm gezielt in die Hoden zu treten. Knapp zwei Wochen geht das so, bis die Anstalt dahinter kommt. Sie zeigt die beiden Misshandler an. Der Arzt stellt Hämatome in Form von Schuh- und Absatzab-

Hämatome in Form von Schuh- und Absatzabdrücken im Gesicht, am Körper, an den Armen, Beinen und im Penisbereich fest. Marcos Strafe wird wegen *gefährlicher, da gemeinschaftlich begangener, schwerer Körperverletzung* um acht Monate erhöht und auf drei Jahre und vier Monate festgesetzt.

„Ich war verzweifelt“, sagt seine Mutter, „er ist doch gar nicht so. Im Grunde seines Herzens ist er ein anständiger Junge.“ Warum er den Weg des Anstands und der Vernunft immer wieder verlässt, ist ihr unbegreiflich.

Marco erhält in Spremberg eine der wenigen Lehrstellen zugesprochen. Er kann einen Berufsabschluss als Maler und Lackierer machen. „‘Ne Chance, die ick draußen wohl nicht gehabt hätte“, wie er sagt. Aber selbst während der Ausbildung schafft er es nicht, seine schnell aufschäumende, unbändige Wut zu beherrschen. Im November letzten Jahres schlug er einen Jugendlichen beim Kartenspiel zusammen. Der andere hätte ihn provoziert, sagt er. Nun kommt es auf die Zeugenaussagen an. Die Verhandlung steht noch aus.

Sein größter Wunsch ist es, so schnell wie möglich den festgefühten, abgezirkelten Zwängen seiner Haft zu entkommen. Aber er hat noch mindestens bis Januar 2003 zu sitzen. Unvorstellbar lange für ihn, den Ungeduldigen, den Ruhe und Rast zur Verzweiflung treiben. Vor allem jetzt, wo er mit der Lehre fertig ist und der Tag nicht vergeht. Beim letzten Sprecher sagte er zu seiner Mutter: „Jetzt weiß ich erst, wie es ist, wenn du arbeitslos bist.“ Als sie es erzählt, schießen ihr die Tränen in die Augen.

Die Sprechertage, an denen seine Familie kommt, Mutter, Vater und Felix, sind für ihn die Höhepunkte in seinem Knasteinerlei. Eine Freundin, die ihn besuchen könnte, hat er nicht. Liebe und andere Gefühlsaufwallungen hält er nicht für so wichtig. Einmal war er verliebt, aber das Mädchen hat zu weit weg gewohnt. Durch die Entfernung sei das Gefühl schließlich verloren gegangen. Die anderen, die er danach hatte, seien „nix Ernstes“ gewesen, „mehr so Kumpelinen.“

Und was macht er im Knast mit seiner Lust?

„Verdrängen, was’n sonst?“

Seine Mutter ist stolz auf ihn, weil er den Gesellenbrief hat. Die Zeit, die Marco hier ist, betrachtet sie inzwischen als eine Art Erholungspause für sich. Wenn er raus kommt, werden sie ihn erst mal ein bis zwei Wochen aufnehmen. „Aber länger nicht“, sagt sie fest. „Ein Bett ist immer für ihn da, wenn er zu Besuch kommt“, fügt sie schnell hinzu, „aber ansonsten muss er sich eine eigene Wohnung nehmen“. Den Wohnberechtigungsschein hat sie ihm schon besorgt. Und ein bisschen Geld für den Anfang hat sie auch für ihn zurückgelegt – von den Alimenten seines Vaters.

Am liebsten möchte Marco nach Berlin. Aber das will seine Mutter nicht. „Da dauert es höchstens ein viertel Jahr, dann ist er wieder drin“, meint sie. Es klingt so, als rechne sie damit.

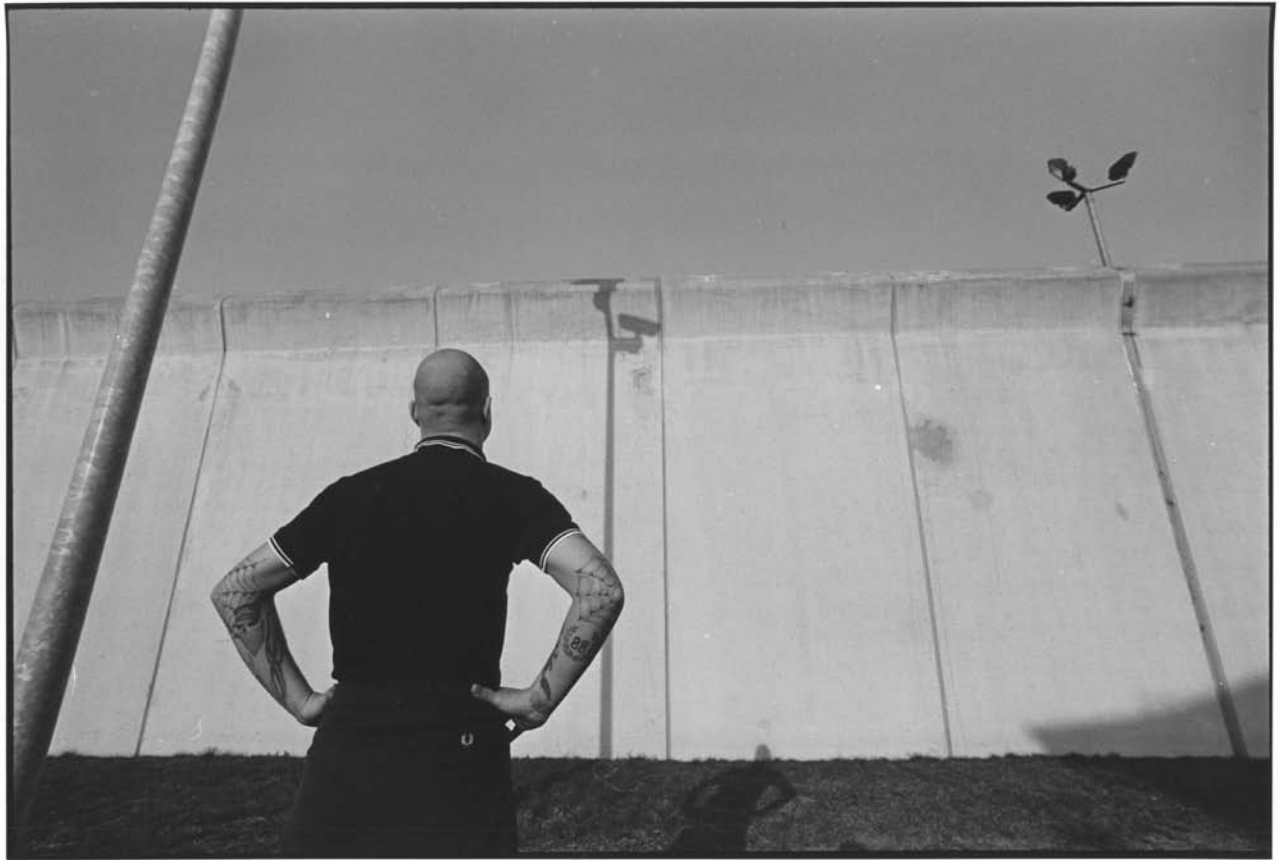


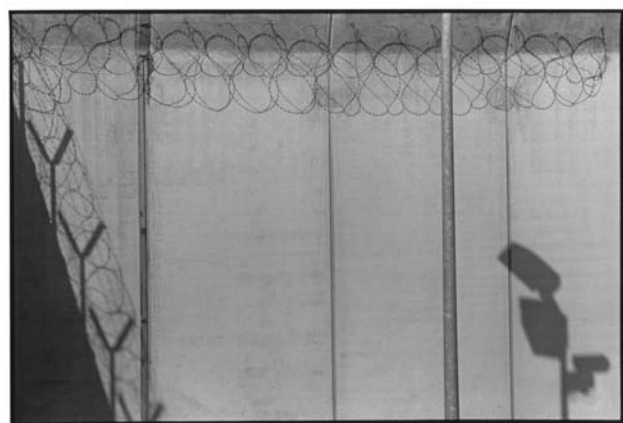
Jarno

Er hat einen anderen Jungen bei lebendigem Leibe mit Benzin übergossen und angezündet.

Zehn Jahre Jugendhaft bekam der 18jährige dafür.

Seit einem Jahr sitzt er in der Justizvollzugsanstalt Wriezen.





Nur ein Schritt bis zum Mörder

Ein Oval von der Größe eines Dorfteiches. In der Mitte Rasen. Am rechten Rand eine Tischtennisplatte, dahinter Bänke. Rund um das Ganze ein etwa zweieinhalb Meter hoher stabiler Drahtzaun. Hinter dem Zaun so um die zwanzig junge Männer. Häftlinge der Jugendvollzugsanstalt Wriezen in Brandenburg. Die täglich ersehnte Stunde Freizeit. Ein sonniger Tag. Die Oder ist nicht weit weg. Wenn der Wind von Osten kommt, riecht man den Fluss.

Drei Gruppen haben sich gebildet. Dasselbe Ritual wie jeden Tag. Rechts um die Tischtennisplatte die Chefs. Das sind hier die, die das Sagen haben. Hauptsächlich rechte Schläger. Glatzen, die Haut voller Tatoos, darüber die LONSDALE-Klamotten, mit den Nazihyroglyphen NSDA im Logo. Auch ein paar andere gelten als Chefs.

In dieser Gruppe hält sich auch Jarno auf. Ein bisschen einzelgängerisch, aber mit dem unangetasteten Recht des einsamen, bösen Wolfes, der sich nimmt, was er will. Als wüsste das jeder hier, bleiben die Tischtenniskellen solange liegen, bis Jarno eine ergreift und mit einem leichten Kopfnicken in die Gruppe zum Spielen auffordert. Die ganze Freistunde über gibt er die Kelle nicht aus der Hand. Er hat ein Recht auf dieses Privileg, denn er wurde wegen seiner Tat zur Höchststrafe von zehn Jahren verurteilt. Jarno gehört zu den Glatzen. Das große Tattoo eines Spinnennetzes zierte seinen nackten Schädel. Beide Arme sind bis oben hin blau. Von 88 – also HH wie Heil Hitler – bis zu Runen und anderen Nazi-Symbolen.

Weit entfernt davon, in der linken äußeren Ecke, dicht am Draht, haben sich die *Hoschis* versammelt, die Schwächsten, die nichts zu vermelden haben. Die unterste Kaste im Knastalltag.

Zwischen diesen beiden Polen die Gruppe der Mitte. Einige Punks sind darunter, ein paar eifrig diskutierende Normalos und ein athletisch gebauter junger Schwarzer. Die Jungs der Mittelklasse liegen auf ihren Decken im Gras wie auf dem Sonnendeck eines Luxusliners. Sie spielen Karten, schwatzen oder dösen vor sich hin. Bis sich zwei, drei von ihnen erheben und in schnellem Schritt ein kurzes Fitnessprogramm auf dem Kiesweg am Zaun absolvieren.

„Kann man hier rauchen?“, fragt Jarno wie zu sich selbst und murmelt gleich darauf: „Dit werden die Schließer *mir* bestimmt nicht erlauben.“ Im kleinen Besucherraum mit den Kunstblumen an den Wänden ist das Rauchen im allgemeinen verboten. Der Bedienstete bringt aber ausnahmsweise einen Aschenbecher herein.

Jarno sitzt im milden Licht des Nachmittags, das auf dem Fußboden das Muster der Gitterstäbe malt. Er zündet sich seine Zigarette an. Der Blick misstrauisch, immer auf der Hut. Die Augen von mittlerem Braun. Starke Nase, nicht zu schmaler Mund. Der kahle Kopf gut gebaut. Was hat ihn dazu gebracht, als Kind schon zum Dieb, zum Räuber, zum Schläger und dann fast zum Mörder zu werden?

Er erzählt. Satz für Satz mit langen Pausen. Unbeweglich das Gesicht. Immer wieder sind Anstöße nötig. Knappe Mitteilungen. Ein langwieriges Verstehen. Alles in allem ohne Versteckspiel.

„Die Kindheit war in Ordnung“, murmelt er. Zwei Zimmer für vier Personen. Er, die Eltern und seine ältere Schwester, mit der er sich nicht verstand.

Was heißt, *nicht verstand*?

„Na, immer gestritten ... Irgendwann nicht mehr interessiert ... Kaum noch zusammen gesprochen.“

Bis heute?

„Nee, heute bestell ick ihr Grüße, und sie grüßt mir zurück.“

Am liebsten wäre Jarno im Kindergarten geblieben. Schule war etwas Bedrohliches. Stundenlang in die Bank gequetscht, und die vielen Kinder zu dicht beieinander. Platzangst, kleine innere Panikattacken.

„Ick kam mit den andern nich zurecht, wollte nichts mit denen zu tun haben“. Er mochte nicht lernen, er verstand nicht, wozu er es jemals gebrauchen könnte.

Einmal, als er ein paar Tage krank war, brachte ihm ein Junge die Hausaufgaben. Das war zum Ende des ersten Schuljahres. Dann trafen sie sich öfter, bastelten an ihren Rädern herum. Gleich in der ersten Klasse blieb Jarno sitzen. Da verlor sich der Kontakt.

Auch im zweiten Jahr änderte sich nichts. Die Lernanstalt mit ihren Regeln und Vorschriften empfand er als feindlich. Der Lehrer kriegte ihn nicht zu fassen. Wut stieg in dem Jungen auf, die er, festgenagelt an seine Bank, nicht ableiten konnte. In den Pausen reichte schon ein zufälliges Anrempeln, dass er zuschlug.

Jarno ist ein Außenseiter mit aggressiven Verhaltensmustern, stand auf seinem Zeugnis. Die Eltern fragten nicht nach.

Bis zur Fünften quälte er sich. Dann blieb er wieder sitzen. Er fing an zu schwänzen. Stand morgens auf und legte sich, waren die Eltern fort, wieder hin.

Als die Schule sich meldete, waren sie verblüfft und sprachen mit ihm. „Ick geh da nicht mehr hin“, erklärte Jarno.

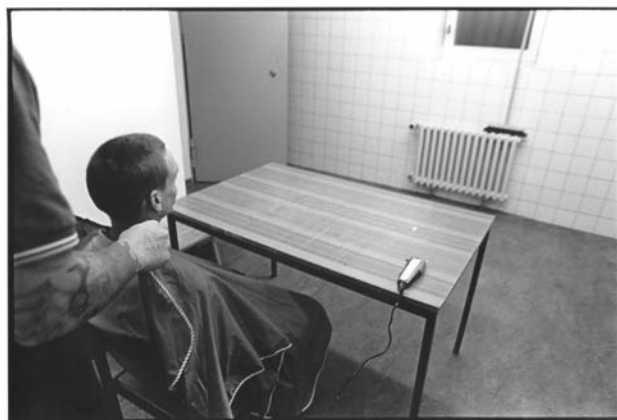
„Kommt nicht in Frage“, entschied der Vater, der schwer auf dem Bau rackerte. Ab und zu ließ sich Jarno in der Klasse sehen, meist war er mit seinem Rad unterwegs. Er lernte ein paar ältere Typen kennen, die auch nichts von der Schule hielten. Mit denen hing er von da an die meiste Zeit rum. Als der Vater es mitbekam, schlug er zu. „Ja, ick hatte Respekt vor ihm. Aber jeändert hat das nix bei mir“, sagt der Junge, ohne eine Miene zu verziehen.

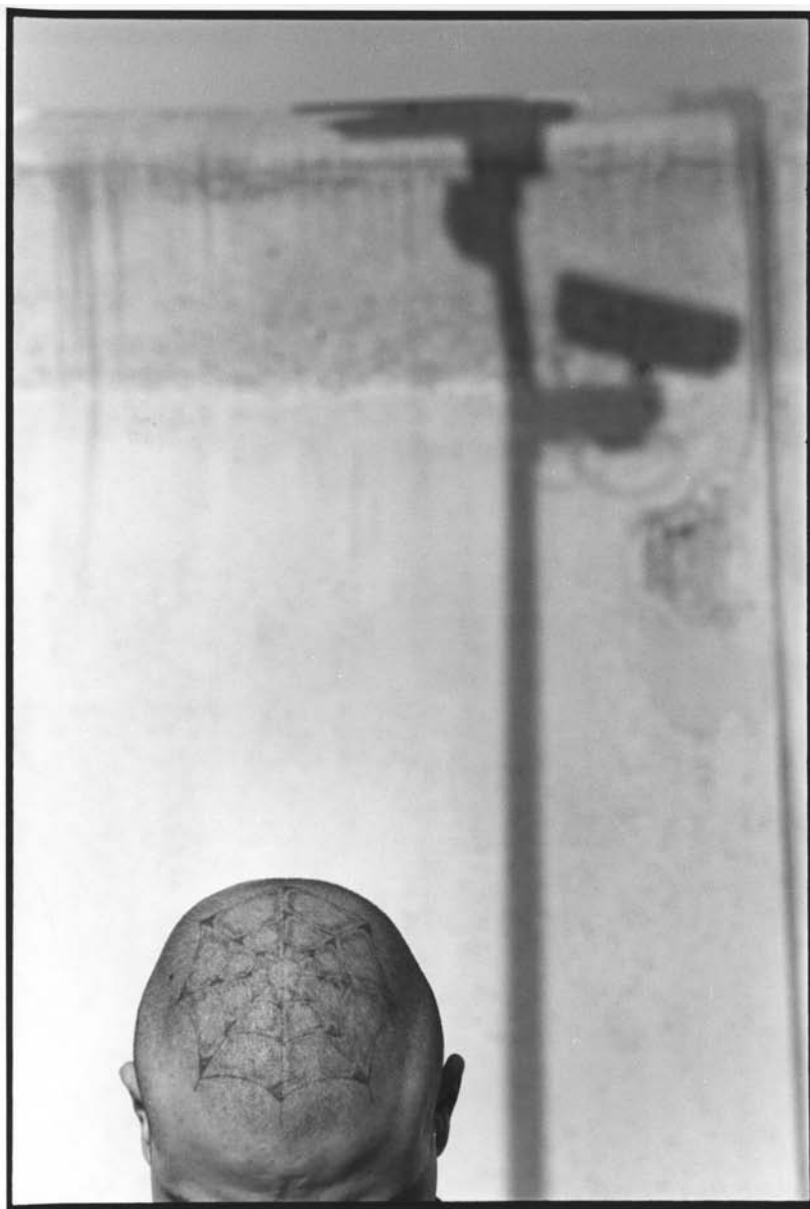
Mit 13 war er das erste Mal betrunken. So voll, dass er nicht nach Hause konnte. Er schlief bei seinen Kumpels. Das bürgerte sich ein. Die Eltern gewöhnten sich daran. Morgens zog die Clique als erstes zu Edeka. Mit dem Auto natürlich. Jarno, in seiner stoischen Art, ganz ohne Eitelkeit: „Ick hatte im Fernsehen mitjekricht, wie man so ne Schüssel knackt. Ick hab das sofort kapiert. War der Schnellste von allen. Ne halbe Minute etwa. Am leichtesten sind die VW's – Golf und so.“

Die Älteren klauten Zigaretten, Kästen mit Pfandflaschen, etliche Dosen Bier und etwas zu essen. Jarno stand Schmiere. Manchmal fuhr er das Auto selbst. Er wirkte älter als er war. Zur Schule ging er nicht mehr. Die Eltern hatten kapituliert.









Unterricht in der Vollzugsanstalt. Dienstags und donnerstags von acht bis halb zwölf. An den anderen Wochentagen praktische Ausbildung in Holz und Metall. Ein Raum mit riesigen Fenstern. Üppige Grünpflanzen schaffen Wohlgefühl. In der Mitte ein Viereck aus Tischen. An der Frontseite sitzt der Lehrer. Auf der Tafel hinter ihm drei Begriffe: DINGWORT – TUWORT – EIGENSCHAFTSWORT. Der Lehrer verkündet: „Hausaufgaben: Für jeden Begriff zehn Beispiele finden.“ Die sieben Jungs im Karree, alle so um die zwanzig, kritzeln es in ihre Hefte. Lehrstoff der dritten Klasse.

Dann Pause, anschließend eine halbe Stunde austrudeln, wie der Lehrer es nennt. Jarno geht an einen der Computer, die an der Wand stehen, und klickt sich ein Patiencespiel auf den Schirm. Konzentriert checkt er die Möglichkeiten. Sein Gesicht, heute noch starrer als sonst, zeigt, dass er nicht gut drauf ist. Später ringt er sich ein paar zusammenhanglose Sätze ab: „Ick will nich nach Spremberg. Wat soll ick’n da?“

In Spremberg besteht für den inzwischen 21jährigen die Möglichkeit, eine Berufsausbildung zum Maurer zu machen.

„Aber nich Spremberg, wenn ick dran denke, kommt sofort die Wut... Scheißausbildung ... Die könn mir mal alle ... Alles nur Schikane.“

Hat er Angst vor Spremberg?“

„Nee. Ick hab vor nix Angst, aber wozu der Stress?“ Was macht man, wenn einem die andern ans Leder wollen, zeigt man sie beim Wachhabenden an?

„Nee, wird nur noch schlimmer danach.“

Was dann?

„Ne Gabel neh’m und zustechen.“

Also keine Angst. Was ist dann der Grund?

Total überraschend kommt: „Ick will weg von die

Und das funktioniert in Spremberg nicht?

„Nee, da sitzen brutale Typen, die nix wie Stress machen.“

Der stellvertretende Leiter des Allgemeinen Vollzugs in Wriezen, ein erfahrener Mann, lächelt als er von Jarnos lauterem Vorhaben hört. „Und warum steht er dann immer noch in der Ecke der Rechten, warum kriegt er `ne Menge Post von denen, warum zieht er seine LONSDALE-Sachen nicht aus?“, fragt er. Und dann, ein wenig resigniert: „Schön wär’s ja, aber ich trau dem Frieden nicht.“

Die Bediensteten haben in der Anstalt keine Disziplinprobleme mit den Rechten. Denn die kennen ihre Grenzen ganz genau. Sie wissen, dass Regelverstöße unnachgiebig geahndet werden, dass ihre vierteljährlichen Einschätzungen negativ ausfallen, wenn sie sich etwas zuschulden kommen lassen. Und dass das wiederum ausschließt, was sie sich am meisten wünschen, nämlich Lockerung und möglichst schnell Freigang.

Jarnos Vater verlor seine Arbeit auf dem Bau. Die Eltern entschlossen sich, nach Sachsen zu ziehen. Da lebten Verwandte, denen es nicht schlecht ging. Jarno war 13. Er kramt in seiner Erinnerung: „Die Kumpels in Brandenburg machten `ne Abschiedsparty. Ne richtige Feier. Viel Alkohol und Musik. Wir haben getrunken, gequatscht und gepopt ... na getanzt.“

In Sachsen fand er nach kurzer Zeit Anschluss. Alles wie gehabt. Er stahl Essen, Getränke und Zigaretten und beschaffte die Autos. Opel Ascona, Golf – was sich so bot. Tagsüber kurvten die Jungs damit herum, abends trafen sie sich bei Jarno im Keller, qualmten,

Jarno verliebte sich. Sie war 13, ein Jahr jünger als er. Natalie, zierlich, blond, graubraune Augen, nahm ihn mit nach Hause. Die Eltern, zunächst freundlich, verboten sehr schnell den Umgang mit dem auf rechts gestylten Typen.

„War ja sowieso nix weiter, also Sex oder so was. Aber trotzdem ...“ Zum ersten Mal leuchtet so etwas wie Gefühl in seiner verbrummelten Stimme auf. Dann ist wieder Sendepause.

In die Schule ging er trotz der gelegentlichen Vorhaltungen der Eltern und der Intervention des Jugendamtes nicht mehr. Sein Tagesinhalt reduzierte sich auf das „Räuber-und-Gendarm-Spiel“ beim Schwarzfahren. Täglich hielten die Polizisten Ausschau nach ihm, täglich ertappten sie ihn, täglich jagten sie hinter ihm her, täglich nahmen sie ihn mit auf die Wache, täglich verständigten sie die Eltern, die ihn dann abholen mussten.

Das lief etwa ein halbes Jahr so. Dann ging den Eltern die Puste aus. Zurück nach Brandenburg. Die alte Clique klaute etwas mehr Alkohol als sonst und dröhnte sich damit zu – Begrüßungsparty.

Jarno war 15, zu jung für einen Arbeitsvertrag. Die Zeit bis 18 musste er irgendwie totschlagen. Vom vielen Nichtstun hatte er eine Menge Power in sich. Auch Frust. Irgendwie merkte er, dass das nicht das wahre Leben sein konnte. Glücklicherweise waren die Kumpels da, die für einen einstanden und denen man selbst sein letztes Hemd opferte. „Richtige Kameradschaft eben“, sagt er und hielt sich daran fest.

Mit der Clique fuhr er öfter mal nach Potsdam, „um ein bisschen Power abzulassen“, wie sie es nannten.

herum. Einmal klatschten sie ein paar Punks auf. Ein anderes Mal war es umgekehrt. Jarno fand, dass es an der Zeit sei, sich eine Waffe zu besorgen. Die Gelegenheit, sie einzusetzen kam ziemlich schnell.

„Na klar, wozu hat man sonst so’n Ding?!“, sagt er und erzählt. An einem frostigen Novemberabend saß er mit einem Kumpel vor dessen Wohnhaus und quatschte ein bisschen. Gegen die Kälte schütteten sie Bier in sich hinein. Ein Typ auf der anderen Straßenseite rief ihnen etwas zu und trabte davon. Jarnos Jagdinstinkt schaltete auf Verfolgung. Er sprang über die Straße und riss den anderen zu Boden. Ein Russe, übergesiedelt. Der verteidigte sich, stieß Jarno zurück. Jarno zog seinen neu erworbenen automatischen Revolver und setzte ihn dem anderen an die Stirn. Der stammelte herum. Jarno schlug ihm ins Gesicht und ließ von ihm ab.

Clever genug, mit einer Anzeige zu rechnen, kaufte er sich unverzüglich eine Schreckschusspistole. Als die Polizei kam, nuschelte er etwas von Anmache, von Angriff und von Verteidigung und legte seine Tarnwaffe auf den Tisch. Aber Waffe ist Waffe. So kam er zur „U-Haft-Vermeidung“ in ein Jugendheim.

„Beim Prozeß, ein halbes Jahr später, verpassten sie mir sechs Monate auf zwei Jahre Bewährung. Tags darauf war die Sache für mich gegessen. ‚Haste nun endlich was kapiert?‘, fragten meine Eltern. Icke sagte: Ja. Aber interessiert hat mich die ganze Sache nich.“





Jarno schlug seine Tage mit Nichtstun tot und vertrank seine Abende. Zwischendurch ein bisschen Klauen, ein paar Brüche und wenn er in Stimmung war, auch mal Einen krankenhausreif schlagen. Eine Mauererlehrstelle, die ihm sein Vater mit großer Mühe besorgte, brach er ab.

„Ick kam einfach nich mit die Leute zurecht“, verteidigt er sich.

Zuvor war er aus dem Internat geflogen, weil er einem anderen bei einem Schlag ins Gesicht die halbe Wange aufgerissen hatte. Noch mal ein paar Wochen Schwarzarbeit bei seinem Vater auf dem Bau, das war's dann mit der Berufstätigkeit.

„Ernährt hab ich mir aus'm Supermarkt“, grinst er, „dann noch Auto knacken und die Sachen verschachern.“ In sein 17. Lebensjahr fielen ein äußerst schwerer und ein etwas leichter Fall von Körperverletzung, wie er erzählt.

Der erste betraf einen benachbarten Polizisten, der sich über zu laute Musik beschwerte. Jarno denkt eine Weile nach und rekapituliert dann die Sache: Man traf sich zur Schlichtung vor der Tür. Ohne viel Worte zu machen, schlugen sie den Ordnungshüter zu Boden.

„Das war wie so'n Höhepunkt von unsere Feier“, erinnert sich Jarno. Diese Tat hatte zum ersten Mal eine Untersuchungshaft zur Folge. Am Ende des Prozesses stand eine Bewährungsstrafe.

Der andere Fall hatte mit einem jungen Mann zu tun, der Nichtraucher war und daher auf seinem nächtlichen Heimweg keine Zigaretten bei sich hatte. Erst als er Fünzig Mark anbot, ließ Jarno ab, ihm „ein paar leichte Schellen zu verpassen“. Diesmal, zwei Wochen nach dem letzten Bewährungsurteil, wurde er zu zwei Jahren Jugendhaft verurteilt.

Jarno: „Ick hatte mit sowas überhaupt nich mehr ge-

rechnet und fühlte mir echt gelinkt.“ Sein Rechtsanwalt legte wegen eines Verfahrensfehlers Beschwerde ein, und Jarno war nach drei Wochen wieder frei.

Nach dieser „Angelegenheit“, die er immerhin schnell und schmerzlos geregelt hatte, trennte sich seine Freundin von ihm. Auch seine Eltern wandten sich von ihm ab. Nur für die Kumpels war er der furchtlose Held, der mutige Rächer.

Zwei Monate nach der Entlassung, im Januar 2001. Die Clique trifft sich neuerdings bei einem Kumpel in einem Haus für betreutes Wohnen in Oranienburg. Dort hängen die Jungs rum und füllen sich ab. Es ist ein Montag. Jarno erinnert sich sehr genau an den Nachmittag und Abend dieses Tages. Er erzählt. Völlig unbeteiligt. Manchmal stockt er ein wenig, es scheint, als hole er sich die Szene noch einmal vor Augen. Einzelne Sätze fallen aus ihm heraus. Er zitiert sich und gelegentlich auch andere.

Theo (21) vom Nebenhaus rief an. Jarno schildert es so: „Einer, der nicht echt dazugehört. Machte sich immer mal wichtig. Er hatte irgend'nen Scheiß am Hals und wollte Hilfe. Der, der ihm helfen sollte, meinte: ‚Mach ick nich, der hat mir schon mal die Bullen auf'n Hals jehetzt.‘“

Die Stunde war fortgeschritten, der Pegel hoch. Jarno entschied: „Holt ihn rüber, mal selber hör'n.“

Theo kam und druckste rum. „'N bisschen nachhelfen“, meinte Jarno und langte ein paar mal zu. Die anderen beteiligten sich. Theo wehrte sich und schlug einem von ihnen einen Zahn aus. Das schrie nach Vergeltung! Eine ganze Weile traten sie den

Wie lange dauerte das?

Jarno: „Vier Stunden etwa. Nich immerzu. Der war ja dann auch mal bewusstlos. Wenn er bei sich war, ham wir wieder gefragt. Wenn er sich stur stellte oder mit Märchen ankam, ging's weiter.“

Irgendwann schien er tot zu sein. Sie beratschlagten, wie das Opfer am besten zu beseitigen sei. Jarno kam auf die Idee, Theo zu verbrennen. Da war der Schwer-verletzte aber wieder zu Bewusstsein gekommen. Jarno: „Der flehte und winselte um sein Leben. Aber einmal beschlossen, wird die Sache auch zu Ende gebracht, sonst hätte uns das Schwein wieder angezeigt.“

Da Jarnos Wort bei den Kumpels etwas galt, wurde getan, was er sagte. Er und ein anderer gingen zur nächsten Tankstelle, um sich Benzin abfüllen zu lassen, während die restlichen drei Theo auf eine nahegelegene Pferdekoppel brachten. Als sie mit dem Benzin da waren, befahl Jarno dem Opfer, sich nackt auszuziehen.

Warum sollte er das tun?

„War Winter, seine Sachen waren kalt und feucht, sowat brennt schlecht“, sagt Jarno.

Er wies einen von ihnen an, Theo das Benzin über den Kopf zu schütten. Ein anderer hielt das brennende Feuerzeug an seinen Körper. Theo stand sofort in Flammen. Er ließ sich fallen und wälzte sich im eiskalten, nassen Wintergras. Es gelang ihm, das Feuer zu löschen.

„Nochmal, aber richtig!“, verlangte Jarno. Theo, tropfend von Benzin, brannte wie Zunder. Jarno nahm einen Stein und schlug ihm damit auf den Kopf. „Ich wollte, dass er nich so Schmerzen hat“, erklärt er. Dreimal wiederholten sie die Prozedur, bis es Theo gelang, in Richtung Tankstelle davon zu stolpern.

Dreimal wiederholten sie die Prozedur, bis es Theo gelang, in Richtung Tankstelle davon zu stolpern. Jarno sieht das Bild noch vor sich: „Der sah aus, wie ne lebende Fackel.“ Ein paar der Betrunkenen setzen ihm nach. Dann war ihre Energie erschöpft.

Der Fall erregte in den Medien großes Aufsehen. Presseberichten war zu entnehmen, dass das Opfer nur durch die Kunst der Ärzte gerettet werden konnte. Theos Haut war zu achtzig Prozent verbrannt. Drei Wochen lag er im künstlichen Koma. Durch einen Luftröhrenschnitt wurde er beatmet und per Infusion künstlich ernährt. Sieben Operationen waren nötig, bei denen künstlich gezüchtete Haut implantiert wurde. Er bleibt Zeit seines Lebens stark entstellt und ist nur bedingt arbeitsfähig.

Der, der das Feuerzeug zündete, ritzte in das Holzteil seines Knastbettes: „Ich grüße alle Bernauer Skins und Blood and Honor for Doitschland. Ich bin wegen versuchten Mord an einen Kiffer hir den wir angezündet haben, das ist voll cool, das müßt ihr auch mal probieren o.k.“

Jarno machte in der Verhandlung von seinem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch. Er erhielt die Höchststrafe für jugendliche Täter. Im Urteil heißt es: *Wegen versuchten Mordes in Tateinheit mit Freiheitsberaubung und schwerer Körperverletzung wird der Angeklagte zu zehn Jahren Jugendhaft verurteilt.* In der Begründung wird argumentiert: *Die Kammer hat zugunsten des Angeklagten gewürdigt, dass er alkoholisch enthemmt war... Andererseits hat er das Gesamtgeschehen gesteuert und mit seinen Weisungen vorangetrieben... Das Maß der kriminellen Energie ist bei ihm am höchsten zu veranschlagen.*







Bereut er heute die Tat?

„Nee, war doch `n Verräter, hat einen von uns bei den Bullen verpiffen.“

Tut ihm Theo leid? Kopfschütteln.

Nach einer Weile erklärt er, mit seinem Leben, wie es war, müsse nun Schluss sein. Er will richtige Arbeit haben und auch mal Frau und Kinder. Die Haftzeit will er nutzen und Maurer lernen.

„In den Knast geh ick nie wieder, wenn ick raus bin“, sagt er vergleichsweise heftig. „Das Schlimmste hier ist, dass man so weggesperrt ist.“ An den Wochenenden ist er 23 Stunden eingeschlossen. Sein Kontakt mit draußen reduziert sich auf den Blick durch die Stäbe und das bisschen Frühling dazwischen.

Jarno sitzt in seiner vier mal vier Meter großen Zelle, die er mit zwei anderen teilt, und raucht. Ein kleines Radio grölt von einem Brett herunter. Im Fernseher darunter flimmert eine Talkshow. Über dem Bett die obligatorische Pinnwand. Ein paar Mädchen, seine Ex-Freundinnen. Kein Foto der Eltern, obwohl das Verhältnis jetzt wieder besser geworden ist. Sie kommen ihn manchmal besuchen.

Er drückt den Stummel aus und erhebt sich. Zeit für die Gitarrenstunde. Der Lehrer ist ein netter Typ, der eher lobt als tadelt. Er macht das schon lange hier, weiß, wie man die Jungs anpacken muss. Zu DDR-Zeiten hatte er selbst eine Band. Er spielt die Griffe vor und die Jungs machen es einzeln nach. Auch Jarno schafft es. Ein bisschen hölzern und mit großer Konzentration, aber es kommt.

Später, zur Erholung, gibt der Lehrer ein paar Solos. Bei Wolfgang Petri singen die meisten inbrünstig mit: *„Verlieben, verloren, vergessen, verzeih'n. Verdammt, war ich glücklich, verdammt, war ich frei ...*

Jarno schweigt. Er verzieht auch keine Miene, als der Lehrer zum Schluss Kings „Lola“ in seine Seiten rockt.

Von sechs bis sieben abends ist Kraftsport. Der weiß gekalkte Raum im Keller ist mit modernen Geräten ausgestattet. Ein Bediensteter sagt: „Der Sport ist wichtig für die Jungs. Die lassen hier ihre Aggressionen ab.“ An den Geräten, mit aufgeblähten Wangen, ächzend und stöhnend vor Anstrengung, sehen sie aus wie ganz normale Jugendliche. Jarno kommt auch. Pokerface wie immer. Bedächtig zieht er sich seinen Pulli aus. Darunter ein Shirt, Marke LONSDALE.



Reinhold

In vier Tagen tötete er zwei Menschen und setzte ein Haus in Brand.
Während der Haft hat er sich sehr verändert.
Die mit ihm zu tun haben, glauben, dass er es draußen schaffen wird.





Mister Klipp-Klapp Messerstecher

„Als Mörder hast du's leichter im Knast als 'n kleiner Dieb. Die andern lassen dir einfach eher in Ruhe. Das ist der einzige Vorteil daran.“ Reinhold, 23, der diesen Satz in seiner ruhigen, etwas nuschligen Art von sich gibt, spricht aus eigener Erfahrung. Allerdings ist er kein Mörder, sondern ein Totschläger. Aber diesen Unterschied rechnet er sich nicht als Vorteil an.

Schwarzes sportliches Shirt, schwarze Hose, groß, sehnig, tadelloser Haarschnitt. Das alles in einem leicht schwirrenden Duft von Eau de Cologne. Er könnte eher Verkäufer von Oberbekleidung, vielleicht sogar Bankangestellter sein als ein Langsträfler, der gerade zwei Drittel seiner acht-jährigen Haftzeit hinter sich hat.

Reinhold sitzt seit fünf Jahren in der Justizvollzugsanstalt Wriezen. Im November 2001 kam er in den offenen Vollzug. Die Entscheidung dafür war langwierig. Immerhin trug seine Akte die Buchstaben F für Fluchtgefahr und G für Gewaltbereitschaft. Ein Sozialarbeiter der Anstalt erinnert sich noch an die Anfangszeit: „Reinhold hat niemanden an sich herangelassen. Verstockt war er und aufsässig. Hielt andere massiv davon ab, in den Therapien mitzuarbeiten. Er hat so gestört, dass ich die Zusammenarbeit mit ihm abgelehnt habe.“

Dennoch haben sich im Laufe der Haft erfreuliche Veränderungen im Auftreten und auch im Denken des Gefangenen vollzogen, wie die Bediensteten, die mit ihm zu tun haben, feststellen. Großen Anteil an Reinholds innerem Umschwung hatte sein Vater. Ein Mann, der wegen sexuellen Missbrauchs seiner Tochter selbst jahrelang eingesperrt war. „Seine Hand saß schon locker“, erzählt Reinhold, „aber meist hatt ick ja selber Schuld, wenn er zuschlug. Aber danach war er gleich wieder gut. Er kaufte uns Schokolade und machte Ausflüge mit uns“, knüpft er wie entschuldigend an.

Reinhold hing an ihm, vielleicht wegen dieser wenigen glücklichen Augenblicke, die durch das, was voranging, noch kostbarer wurden. Aus der Haft schrieb er ihm. Immer wieder. Zunächst ohne Antwort. Bis eines Tages ein Anruf kam. Und dann der Vater selbst. Ein stattlicher Mann, gepflegtes, graugewelltes Haar. Inzwischen mit neuer Lebensgefährtin. Er redete mit dem Sohn, redete ihm auch ins Gewissen, versicherte ihn seines Beistands, kümmerte sich, kam von da an regelmäßig. Es war wie eine Zäsur in Reinholds verirrtem Leben, ein ungeheurer Antrieb, ein optimistischer Blick in die Zukunft, ein Versprechen auf Hoffnung und Glück.

Im Knast zu sein, hat für Reinhold nichts Dramatisches an sich. „Ist nicht viel anders als Heim“, sagt er. Und er weiß, wovon er redet. Seine ganze Kindheit hat er mit kurzen Unterbrechungen in Heimen verbracht, von fünf Jahren bis er siebzehn war. Nach der Scheidung der Eltern, schon bald nach seiner Geburt, kamen er und seine zwei Jahre ältere Schwester zunächst zum Vater, bis der eingelocht wurde. Die andere Schwester blieb bei der Mutter.

Der Junge kam mit Deformationen der Ohren zur Welt und mit relativ unausgefeilten Gesichtszügen. Später wurden diese ästhetischen Mängel durch seine hohe, gutgewachsene Gestalt, seine Gepflegtheit, sein gewinnendes Lächeln ausbalanciert. Als Kind jedoch war er ständigen Hänseleien ausgesetzt. In seiner angstvollen Ungeborgenheit, seinem Ungeschütztsein, seiner unerfüllten Sehnsucht nach Liebe und Berührung und der Prellbockfunktion für seinen Vater litt er furchtbar darunter.

Zuerst ertrug er es stumm, später wappnete und wehrte er sich und schlug hart zurück. In den Heimen schloss er sich den aufsässigsten Rowdies an. Er war zu jeder Schandtats, jedem Raubzug, jedem Autodiebstahl bereit und nutzte hundert mal die erstbeste Gelegenheit abzuhausen. Sein Mut, seine Rücksichtslosigkeit und seine Sturheit verschafften ihm endlich Respekt.

Zu jener Zeit, er war etwa zwölf, gehörte der lockere Umgang mit Alkohol in seiner Clique zum guten Ton. Bei ihren Diebeszügen durch Kaiser's und Co. stand Bier an erster Stelle. Sein anfängliches fleißiges Lernen, die guten Noten, seine Freude am Singen und sein frohes Gefühl für Natur und Tiere wurden dabei schnell ausgelöscht.

Später im Gefängnis, als es wieder losging mit den Spöttereien, sagte er jedem, der ihn anmachen wollte: „Drei Vorwarnungen, danach knallt's.“ Heute bewahrt er Ruhe und lässt Provokationen an einem Lächeln abprallen. Höchstens dass er mal erwidert: „Kieck doch mal selber in' Spiegel, dann weißte Bescheid.“

Mittlerweile hat er nur noch den Spitznamen „Mister Klipp-Klapp“. Den lässt er gelten, weil der im Knast

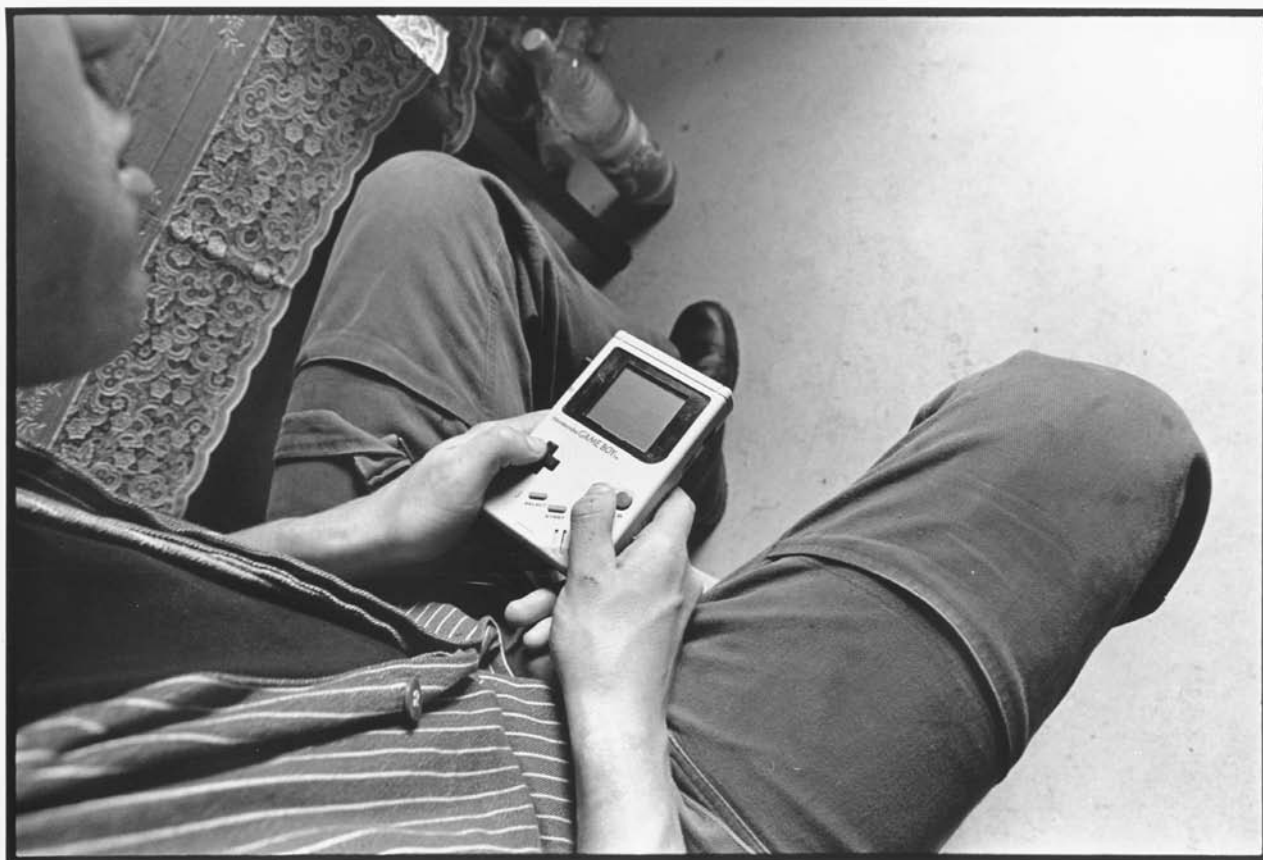
eine Art Ritterschlag ist. Er hat mit Respekt zu tun, dem schaurigen Staunen über seine beiden Taten, die er mit einem Klappmesser beging.

Es scheint so, als ob er zum Ganoven nur für die anderen wurde, für seine Reputation sozusagen, seine Akzeptanz als Mensch. Ihn selbst machten der ständige Zoff, die Ausfragerei, die Strafen, die dann folgten – sein ganzes, abgeschobenes Leben „total traurig“.

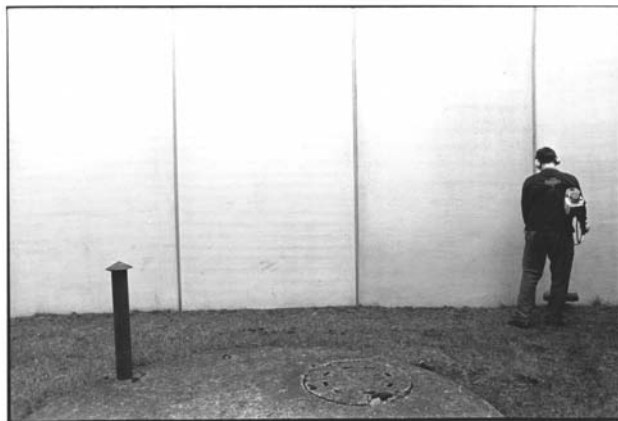
Mit zwölf hatte er „keinen Bock mehr auf sowas, einfach keine Lust mehr weiterzuleben, basta.“ Er besorgte sich Strick und Haken und bereitete alles vor. In letzter Minute entdeckte ihn eine Erzieherin. Er kam in die Psychiatrie. „Die haben mit mir gequatscht, Gesprächstherapie hieß das, dann sollt' ich irgendwas basteln. Ich hab abgeblockt, war mir einfach zu dumm. Als irgendeiner die Tür aufschloss, um rauszugehen, bin ich hinterher. Das passierte oft. Ich war zu schnell, die kriegten mich nicht. Damals hieß ich ‚fliegende Füße‘.“

Vom Heim aus ging er zur Oma. Er wusste, dass es sie gab und wo sie wohnte, aber er hatte sie noch nie besucht. „Zwei Tage war ich da“, erzählt Reinhold, „hab 'n bisschen Geld abgestaubt und bin wieder los. Die Polizei hat mich dann wieder eingekascht.“ Seine Lebenslust erlosch immer wieder. Bei einem Wochenendbesuch zu Hause stand er nachts auf, setzte sich in die Küche und drehte den Gasherd an. Seine Eltern hatten sich vor kurzem wieder zusammengetan, seine beiden Schwestern, die ebenfalls in Heimen lebten, waren auch gerade da. Die ganze Familie beisammen. Wollte er, dass es endlich so bliebe? Nicht wieder weg, Familie haben, zu Hause sein, wenn nicht im Leben, dann im Tod? Jemand kam etwas zu früh in die Küche...









Mit beinahe siebzehn wurde er aus dem Heim ins Leben entlassen. Er war in heftigen Streit mit dem Küchenleiter geraten, bei dem er eine Ausbildung zum Koch begonnen hatte. Reinhold, der unter Platzangst leidet, war die kleine Küche zu eng. Er motzte rum, wurde mit seinem schon üblichen Alkoholpegel aggressiv. Man wollte ihn loshaben. Lehre und Heimaufenthalt wurden „in gegenseitigem Einvernehmen“ aufgelöst.

Aber wohin? Er selbst noch nicht volljährig. Sein Vater noch immer in Verwahrung. Die beiden älteren Schwestern unauffindbar. Also zur Mutter, die das Sorgerecht bekam. Sie wohnte in Frankfurt/Oder. Es ging, wie beide befürchtet hatten, nicht lange gut. Ständiger Streit um Geld trieb Reinhold in die Flucht. Sehr nahe waren sich Mutter und Sohn noch nie gewesen. Als Zehnjähriger hatte er ihr Blumen mitgebracht. Als sie herausbekam, dass er sie vom Friedhof genommen hatte, schlug sie ihn. Nicht weil man so etwas nicht tat, sondern weil Totenblumen Unglück bringen.

Er besorgte sich eine eigene Wohnung und versuchte, mit seinem bisschen Arbeitslosengeld über die Runden zu kommen. Da er sparsam war und kundig in kostenloser Nahrungsbeschaffung, sich dabei hauptsächliche auf Flaschen und Büchsen konzentrierte, die das Leben leichter machten als es war, kam er zurecht. An den Arbeitsamtstagen schaffte er es allerdings ohne Mühe, nüchtern zu bleiben und sich gut gekleidet vorzustellen. Es brachte nichts, er blieb ohne Job.

Den Kontakt zu seiner Mutter, dem einzigen Familienhalt, gab er nicht gänzlich auf. Gelegentlich besuchte er sie. Eines Tages war auch sie weg, in einen anderen Ort verzogen. Nun war er allein, ohne Heimat, ein

Heimat, ein Streuner. Das Einzige, was sie hinterließ, waren die Wohnung, die bis zum Ablauf der Kündigungsfrist zu betreuen war, und Honig, der einstige Lebensgefährte der Frau. Und an ihn schloss sich Reinhold nun an. Oft war er in der Wohnung des Mannes, übernachtete auch bei ihm.

„Bei dem war ich gern“, erzählt er. „Mit Reden war nich viel, aber spendabel war der. Wenn er von Arbeit kam, haben wir getrunken. Hatte ja nix zu tun. Also was machste? Säufste.“ Schon früh am Tag verleibte er sich seine Promille ein. Das blieb dann den ganzen Tag über so: „Frühs aufgestanden, gewaschen, Recorder an, Flasche angesetzt, geraucht. Halbe Stunde etwa, dann mit meinem Hund Rex los in die Stadt. Da ein Bier, da ein Schnaps und dann wieder ein Bier...“

Ein feuchter grauer Abend Ende September '97. Honig hat Nachtschicht. Reinhold macht sich auf den Weg in die Wohnung der Mutter, um die Post durchzusehen. Es ist gegen zweiundzwanzig Uhr. Die Briefe öffnet er mit seinem neuen Klappmesser. Bevor er geht, zischt er noch ein Bier, seine Vorräte hat er überall deponiert. Über den Tag hat er sich schon gut abgefüllt – anderthalb Flaschen „Goldbrand“ und sieben Büchsen Bier – aber was Kühles hat immer noch Platz.

Auf dem Rückweg in Honigs Wohnung taucht aus den Büschen an der Straße ein Mann auf, fuchelt mit einem Knüppel herum und schreit auf ihn ein. Eine rechte Sau sei er, ein Nazischwein, man müsste ihn vergasen. Reinhold erzählt: „Ick blieb cool, sagte: ‚Komm mit, wenn du dich anlegen willst.‘ Und dann kam der och mit und schimpft weiter auf mir ein. Der hat sogar seinen Stock genommen. Da kam die Wut

in mir hoch. Ick nahm ihm den Knüppel weg und hab ihn zu Boden gebracht. Dann hab ick mir auf seine Oberarme gekniet, damit ick ihn fest hatte und ihm den Stock an'n Hals gedrückt."

Nach einer Weile, der andere beginnt schon zu hecheln, steht Reinhold auf und fragt: „Is nu genug?“ Dann geht er. Der Mann rappelt sich hoch, rennt hinter ihm her und schimpft aufs neue. Reinhold platzt jetzt der Kragen. Wieder wirft er ihn zu Boden, kniet sich auf seine Oberarme, zieht sein aufgeklapptes Messer aus der Brusttasche, das irgendwie schon auf diesen Einsatz gewartet zu haben schien, und sticht einmal kräftig zu. Er steht auf und geht. Nach ein paar Schritten dreht er sich um. Er sieht, wie das Opfer mit schmerzverzerrtem Gesicht die Hände auf seine Brust presst, und er beschließt, ihn sicherheitshalber zu töten. Er geht zurück und fordert den Mann auf, sich auszuziehen, um die Identifizierung zu erschweren. Der andere macht, was ihm befohlen wird. Dabei bettelt er um sein Leben. Reinhold überlegt einen Moment, sagt dann: „Geht nich. Du hast mein Gesicht gesehen, ich krieg eine Anzeige.“ Der andere muss sich auf den Rücken legen. Der Täter kniet sich ans Kopfende, nimmt den Kopf zwischen seine Schenkel und sticht, von oben ausholend, in die Brust des anderen. Dann schleppt er das Opfer zur Seite, bedeckt ihn mit Laub und Ästen und geht nach Hause. Unterwegs entsorgt er die Kleidung. Er wäscht sich das Blut von Händen, Gesicht und Hals, reinigt das Messer und legt sich schlafen.

Reinholds Darstellung ist schwer nachzuvollziehen: Da folgt einer kurz vor Mitternacht einem anderen, den er beleidigt und gereizt hat, in menschenleeres Gelände nahe der Autobahn. Und selbst in größter Gefahr hört er nicht auf, den anderen anzupöbeln. Er reizt ihn soweit, dass der ihn umbringt. Aber auch die

Urteilsbegründung hält Reinholds Tatschilderung in genau dieser Weise fest.

Drei Tage später die nächste Tötung. Auch daran erinnert sich Reinhold in allen Einzelheiten. „Na klar, jahrelang hab ick davon sogar noch andauernd geträumt. Und zum Schluss rannten die Toten hinter mir her und hetzten mir.“

Jener zweite Tatabend ist ähnlich trostlos wie der zuvor. Die Glotze flimmert. Zwischen dem letzten Schnaps und einem schalen Rest von Bier fällt ihm ein, dass sein Kumpel Eule ihm noch zehn Mark schuldet. Ein paar Mal hat Reinhold schon versucht, es ihm aus den Rippen zu leiern, er hat ihm die Bude ausgeräumt und ihn vermöbelt. Keinen Pfennig hat der rausgerückt. Er muss sowieso noch Nachschub besorgen, warum nicht mit einer Flasche Wein zu dem Typen und es noch mal freundlich versuchen? Als der Wein getrunken ist und der Appetit noch groß, kommt Reinhold mit einer Idee heraus. Er kenne ein Bierversteck, eine ganze Palette. Wenn Eule mitkommt, könnten sie den Schatz abschleppen.

Auf halbem Weg fängt Reinhold von den zehn Mark an. Die Sache, den ganzen Abend weggetrunken, schwillt nun in ihm an. Als Eule sich rausredet, zieht Reinhold sein Messer. Der selbe Hergang wie vor drei Tagen. „Ich wollt ihn nich töten“, sagt Reinhold, „wollt ihn nur noch mal richtig zusammenlatschen. Aber auf einmal kam das Messer ins Spiel, und er hatte nen Stich weg. Hätt's gern rückgängig gemacht, aber der wär doch zur Polizei.“

Zurück durch die Nacht in Honigs Wohnung. Der ist noch nicht da. Reinhold wäscht sich das Blut ab und





sichtbar vorn in Honigs Regal. Schon im Weggähnen kommt es ihm plötzlich in den Kopf, dass er in der Wohnung war – die Flasche, das Glas, die Spuren am Wasserhahn auf der Toilette! Er zieht sich an. Den Schlüssel hatte er an sich genommen, als er die Taschen des Toten nach Geld durchsuchte. Er geht in die fremde Wohnung, guckt noch mal nach Geld. Nichts. Er verteilt Zeitungspapier, setzt es in Brand. Nachdem es kräftig lodert, verlässt er die Wohnung.

Aus einer Nebenstraße beobachtet er das Anrücken der Feuerwehr und den Beginn der Löscharbeiten. Hinter den Fenstern der Brandwohnung ist es flackernd rot. Beruhigt zieht er ab. Von der Brandstätte macht er sich noch einmal zum Tatort auf. Nachdem er alles so gut abgesichert hat, soll ihm Eule nicht zuletzt noch Schwierigkeiten machen. Der könnte zu sich gekommen sein und hin zu den Bullen. Er tastet sich zu der kleinen Grube vor, in die er das Opfer gezogen hat, stößt mit dem Fuß an den Körper – keine Reaktion.

Hat es ihn nicht geirrt, an den Ort seines Verbrechens zurückzukehren, den Ort, an dem er einen anderen Menschen qualvoll zu Tode brachte?

Reinhold: „Nö.“

Tut es ihm heute leid, dass er Eule getötet hat?

Reinhold: „Hätte nich sein müssen.“

Was war denn seine letzte menschliche Regung, an die er sich erinnern kann?

Reinhold: „Als ich meinen Hund Rex aus'm Heim geholt habe.“

Schon am nächsten Tag steht die Polizei vor der Tür. Sie hatten am Fundort der Leiche gewissermaßen die Visitenkarte des Täters entdeckt, einen Einzahlungsbeleg von der Bank. In der Wohnung fällt den Beam-

ten sofort das Messer auf. Es liegt so, als wolle der Täter entdeckt werden und zugleich auf seine zweite Tat hinweisen, den Toten nämlich, der ein paar Tage vorher ebenfalls an der Autobahn gefunden wurde.

Der Psychologe der Anstalt sieht die Taten so: *Seine Tötungshandlungen sind eine Form erweiterten Suizids. Er wollte „sterben“, also ins Gefängnis, in das sein Vater wie in ein Nirwana verschwunden war, er wollte ihm folgen – wie auch heute, wo er seinem Vater auf seinem Weg zurück in die Gesellschaft folgen möchte.*

Der Polizei gegenüber ist er nach anfänglichem Leugnen voll geständig. In der Verhandlung blockt er ab, sagt kein Wort. Die Presse ist da, und er will nicht, dass alle Welt von ihm erfährt.

Das Gericht setzt den Neunzehnjährigen seiner sittlichen und geistigen Reife entsprechend strafrechtlich einem Jugendlichen gleich. Die Urteilsbegründung lautet: *Die instabile Persönlichkeit des Angeklagten, seine jugendliche Unreife und schwierige soziale Entwicklung hat die Kammer strafmildernd berücksichtigt...* Auch seine Arbeitslosigkeit wurde ihm zugute gehalten: *Die Kammer hat strafmildernd gewertet, dass der Angeklagte sich in einer sozial angespannten Lage befand.*

Das Gericht lehnte die schematische Anwendung eines Blutalkoholgrenzwertes eindeutig ab. Im Urteil dazu: *Die Wirkung einer bestimmten Menge Alkohols auf die Befindlichkeit des einzelnen Menschen ist, wie die Sachverständigen betont haben, individuell sehr verschieden.*

Reinhold wird schließlich des Totschlags in zwei Fällen, in Tatmehrheit mit schwerer Brandstiftung, schuldig gesprochen. Gegen ihn wird eine Jugendstrafe von acht Jahren verhängt.

Der Staatsanwalt hatte zehn Jahre gefordert, der Rechtsanwalt plädierte auf sechs. Reinhold sagt: „Gold’ne Mitte – is’ okay so.“

Das Haus der „Offenen“ sieht einem Erholungsheim ähnlicher als einem Gefängnis. Ein neuer Bau in Spätsommergelb, ein wenig abseits vom hoch eingezäunten Haupttrakt der „Geschlossenen“. Rundherum Grün. Ein großes helles Entree mit Sitzecke. Die moderne Küche, davor der Aufenthaltsraum mit bequemem Mobiliar und Fernsehgerät. Ein geräumiges Duschkabinett mit abgeteilten Zellen, daneben der Wirtschaftsraum mit Waschmaschinen. Ganz oben unterm Dach die „Muckibude“, wie die Häftlinge sagen, neudeutsch das Bodybuildingcenter. Die Bediensteten sprechen lieber vom Stressregulieren und Selbstdisziplinieren.

Hinter dem Haus ein großer Hof mit durchsichtigem Drahtzaun und provencialisches gestutzten Bäumen. Tischtennisplatten in der Mitte. Daneben ein Sportplatz mit Netzen, Toren und Körben. Eine gemütliche Ecke im Freien zum Grillen und Feiern ist auch da. „Da sitzen wir meist rum und labern. Mit Feiern is hier nich so doll, dazu fehlt uns die Kohle“, bemerkt Reinhold und lächelt etwas amüsiert.

Ein neuangelegter Weg, begrenzt von Blumenrabatten, führt zu der breiten gläsernen Eingangstür. Wie bei jedem ordentlichen Haus befindet sich gleich rechts neben der Tür eine Klingel, vielleicht ein bisschen größer als üblich. Für Reinhold öffnet sich diese Tür zweimal in der Woche zum Freigang nach Wriezen und einmal am Sonntag für den Weg zum Gottesdienst und noch etliche Male an den Wochenenden, an denen Fahrradtouren, Badengehen oder Kinobesuch auf dem Plan stehen. Die Gefangenen

dürfen sich gemeinsam mit dem Betreuer das Freizeitprogramm zusammenbauen.

Beim Rundgang ist Reinhold sichtbar stolz. Er, der in den vielen Heimen seiner Kindheit zu den Ausreißerkings gehörte, habe beim Freigang noch niemals daran gedacht, nicht mehr hierher zurückzukommen, sagt er. Der Sozialarbeiter bescheinigt dem einstigen Störenfried eine deutlich positive Entwicklung. Er hält es ebenso wie die Chefin des Offenen Vollzugs für möglich, dass Reinhold den für ihn völlig neuen Weg in ein normales Leben findet. Dass es einer von hier schafft, nach der Entlassung straffrei zu bleiben, ist keineswegs selbstverständlich. Nach bundesweiten Statistiken werden zwischen fünfzig und achtzig Prozent aller jugendlichen Täter rückfällig.

Aber Reinhold kann es packen, er hat es schon unter Beweis gestellt: Er erledigt jede Arbeit, die ihm aufgetragen wird, ohne Protest. In der Holzwerkstatt hat es ihm nicht behagt, trotzdem hat er sich nicht hängen lassen. Auch als Hausarbeiter im geschlossenen Vollzug gab es keine Beanstandungen.

Inzwischen macht er Tagschicht in einem Wriezener Stahlbaubetrieb. Metallrohre sortieren, putzen, verpacken. Klaus, der Kollege neben ihm, sagt: „Irgendwie’n netter Kerl. Ich komm gut mit ihm klar.“ Vor einiger Zeit griff ihn ein Mitgefangener an. Reinhold reagierte nicht. Er stand ruhig da, die Arme über der Brust verschränkt, und so blieb er. Er schaffte, was niemand ihm zugetraut hat: Sich selbst in der Gewalt zu behalten.



Ganz uneigennützig war diese Selbstbeherrschung nicht, wie er zugibt: „Hätt ick zurückgeschlagen, hätt ick den Ärger gehabt. Er saß nur wegen Körperverletzung, ich wegen Totschlag. Da is klar, wer die Schuld kriegt.“ Das Antigewalttraining habe ihm sehr geholfen, meint er und die immer noch regelmäßigen Gespräche mit dem Psychologen. „Da kann man sich richtig mal abquatschen, wat man sonst mit keinem kann.“

Der stärkste Antrieb bei der Veränderung des Totschlägers Reinhold kommt aber vom wiedergewonnenen Vater. Der spricht viel mit ihm, redet ihm ins Gewissen, verlangt von ihm Besserung. Für Reinhold ist jedes Wort seines Vaters Gesetz. Überraschend hat er sich vor kurzem entschlossen, den Traum aller Gefangenen auf eine Zwei-Drittel-Variante, also Entlassung nach Verbüßung von zwei Dritteln Haftzeit im Januar 2003, fahren zu lassen und bis Haftende, im September 2005, zu bleiben. Dann kann er die Zeit nutzen, um seine Ausbildung zum Koch zu machen und mit dem Gesellenbrief abzuschließen. Wegen der besseren Chancen, die er dann draußen hat und um dem Vater zu beweisen, dass er was taugt.

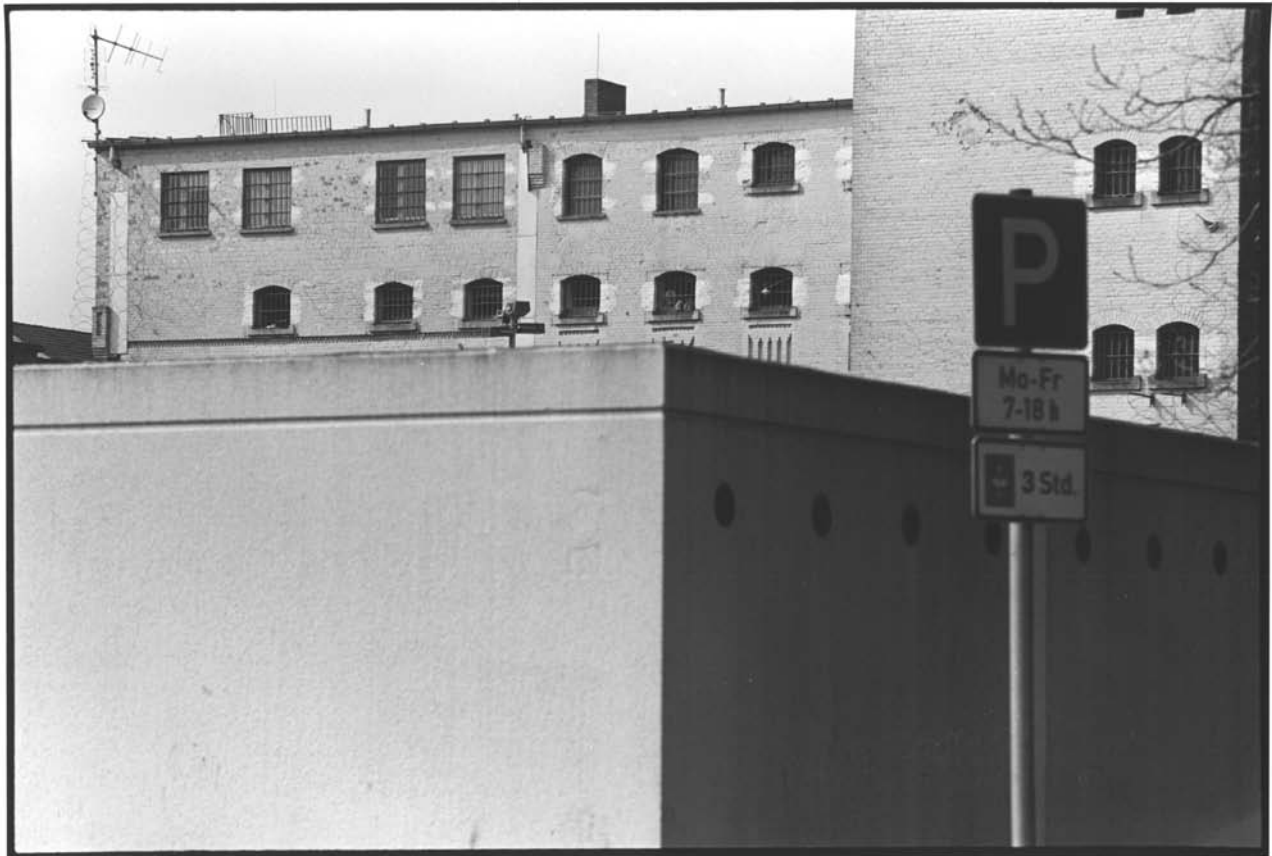
Sein knapp neun Quadratmeter großes, einfaches Zimmer ist voller bunter Blumen. Überall hängen und stehen die grellfarbigen künstlichen Blütentöpfchen und gaukeln ein bisschen Garten vor. Reinhold legt Grave Digger auf. Sanft, fast elegisch beginnt die Musik, bevor ein aggressives Rauschen und Klirren mit hämmernder Rhythmik die Andacht zerstört.

Er schaut versunken an die Wand. Eine Pinntafel, umkränzt von Blüten und Blättern, hängt dort. Auf den vielen Fotos nur ein Motiv: der Vater. Er steht in

unterschiedlichen Landschaften. Einmal spaziert er am Arm einer Frau auf einer schönen Promenade. „Wenn ich raus bin, geh ich nach Halle“, sagt Reinhold. „Mein Vater wohnt da.“









Holde-Barbara Ulrich

Geboren in Templin, Studium der Philosophie und Afrikanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin, anschließend Tätigkeit bei der Nachrichtenagentur ADN-Auslandssendungen, 1988 Wechsel zum Berliner Verlag, Chefreporterin der Frauenzeitschrift „Für Dich“, seit 1991 freischaffende Journalistin und Autorin u.a. für DIE ZEIT, SPIEGEL, Elle, Focus, Brigitte.

Lebt in Berlin, Prenzlauer Berg,
verheiratet, eine Tochter.

Veröffentlichungen

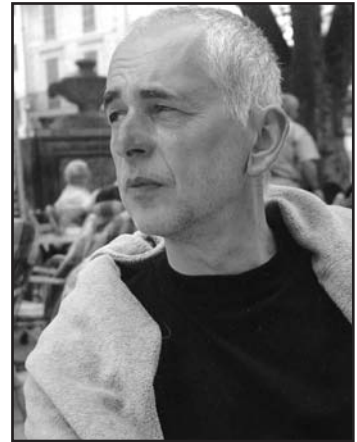
- 1990 „Komm zu mir, es ist kalt“, Gedichte (Lemme-Presse Berlin)
- 1991 „Schmerzgrenze“, Frauenporträts (dietz, Berlin)
- 1993 „Feuer im Kopf – von Liebe, Lüsten und Tod, Porträts (dietz, Berlin)
- 1994 „Messer im Traum“ – Transsexuelle in Deutschland, Porträts (konkursbuch Verlag, Tübingen)
- 1995 „Vergeudete Lüste“, Gedichte (Reiher Verlag, Berlin)
- 1996 „Frauenbilder – Leben vor 89“, Porträts (dietz, Berlin)
- 1997 „Lieber Kakerlake sein“, Reportagen (Quell Verlag, Stuttgart)
- 1999 „Die Nackten und die Besessenen“, Porträts (dietz, Berlin)
- 2000 „Zuhause ist kein Ort“, Roman (Ullstein Verlag)

Auszeichnungen (Auswahl)

- Deutscher Journalistinnenpreis
- 1990 Egon-Erwin-Kisch-Preis
- 1995 Preis des Deutschen Reservistenverbandes
- 2002

Andreas Kämper

1954 in Berlin geboren, seit 1991 freiberuflich als Fotograf für Magazine und Tageszeitungen tätig u.a. Süddeutsche Zeitung, DIE ZEIT, Berliner Zeitung, Märkische Allgemeine Zeitung, zahlreiche Bücher und Ausstellungen.



Projekte (Auswahl)

- 1988-93 Friedhöfe
- 1989-90 "Auf dem Weg nach Deutschland", fotografisches Tagebuch
- 1990-93 "Sturz der Helden", Denkmalplastiken nach dem Sozialismus
- 1992-93 "Eine unwirkliche Gesellschaft", Alternatives Kunsthaus Berlin, Prenzlauer Berg (Katalog)
- 1990-95 "Wir und unser Trabant" (Bildband)
- 1996 "LebensGut", ökologisch-soziale Landkommune mit Rudolf Bahro
- 1996-97 "Vom Ende des Römerlatschens",
eine photographische Topographie von DDR-Kultur nach der Wende (Fotoband)
- 1998-99 "Castorfs Volksbühne" (Bildband)
- 1995-00 "Leben mit Franziskus",
aktive Obdachlosenhilfe zweier Franziskanermönche bei Zehdenick (Katalog)
- 2001 "Märkische Wanderungen",
fotografische Entdeckungsreise auf den Spuren Theodor Fontanes

Impressum

„Prügelkinder“
Jugendliche im Strafvollzug
Porträtiert von Holde-Barbara Ulrich (Text)
und Andreas Kämper (Fotografie)

Ein Projekt der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung
mit Unterstützung des Ministeriums der Justiz des Landes Brandenburg.

Eine Publikation zur Ausstellung vom 26.11.2002 bis zum 21.3.2003
im Haus der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung
Heinrich-Mann-Allee 107, 14473 Potsdam

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden die Porträtierten in
Wort und Bild anonymisiert, Namen und Orte geändert. Alle Straftäter
haben der Veröffentlichung von Auszügen aus ihren Urteilen zugestimmt.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der
Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung dar,
für inhaltliche Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

Herzlichen Dank an die Mitarbeiter der Justizvollzugsanstalten
Oranienburg, Spremberg und Wriezen für die umfassende Hilfe
und freundliche Unterstützung.

Copyright 2002
Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung beim
Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg

Herausgeber: Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung,
14460 Potsdam

Gestaltung: Höntze & Bauersfeld Werbeagentur

Druck: TASTOMAT Druck GmbH

